

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1951 HEFT

1



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1951

2. Jahrgang

Erstes Heft – Januar/Februar

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DOLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 12, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Die große Gabler-Orgel von Weingarten. Aufnahme: Hilde Baumgärtner.

INHALT

Geliebte Schwäbische Alb! Von Anita Rabu-Fröbel	1
Am Albrand. Von Franz Georg Brustgi .	2
Bäuerin von der Schwäbischen Alb Aufnahme: W. Walz	3
Schwäbische Spitäler. Von Bernhard Zeller	4
Der oberschwäbische Orgelbaumeister Joseph Gabler. Von Walter Supper ..	10
Das Wutachtal im Schwarzwald in höchster Gefahr. Von Hans Schwenkel	14
Sind unsere Sagen lebendiges Erzählgut? Von Hermann Bausinger	19
Das Schiller-Nationalmuseum Von Erwin Ackerknecht	22
Hausdächer als Rechtszeugen. 400 Jahre Hofstetter Holzgerechtigkeit. Von Wilhelm Pabst	25
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde	26
Beleuchtungszauber. Von Theodor Musper	28
Aufgaben der Denkmalpflege in Ulm a. D. Von Fridolin Rimmele	29
Tradition im künftigen Ulmer Stadtbild? Von Albrecht Rieber	31
Präsident Otto Kuhn + Von Fridolin Rimmele	32
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes	33
Gegen die Außenreklame in der Landschaft / Waldenserecherche / Ausstellung in Neuweiler / Arbeitsgemeinschaft Tracht und Brauch / Die Vereinstätigkeit in den Monaten November und Dezember 1950 / Tätigkeitsbericht der Ortsgruppe Schwäb. Gmünd / Die Ortsgruppe Leonberg im Jahre 1950 / Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktage / Das Sommerprogramm des Heimatbundes.	

Diesem Heft liegt eine Beilage der bekannten Staatlichen Lottereeinnahme Koestel, am Hans-im-Glück-Brunnen in Stuttgart, Geißstraße 7, sowie ein Prospekt der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart bei.

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

2. Jahrgang 1951

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

7a 692-2

waß/zelb



Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

OTTO HERDING

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

1952. I, 74/259

INHALT

GEDICHTE

<i>Franz Georg Brustgi</i> , Am Albrand	2
<i>Hans Heinrich Ehrler</i> †, Gesicht	142
<i>Eugen Faber</i> , Frühling im Lenninger Tal	41
<i>Karl Hötzer</i> , 's Ka'tebritt	77
<i>August Lämmle</i> , Die Reise nach Bethlehem	217
<i>Otto Linck</i> , Geheimnis des Steins	81
<i>Else Pfeiffer-Bonhöffer</i> , An einen Naturfreund	199
October. Eyn Monath-Lied incerti autoris	169

ERZÄHLENDES

<i>Amalie von Furtenbach</i> , Der Weinwagen des Ochsenwirts	207
<i>Karl Götz</i> , Ein schwäbisches Vetternetz	204
<i>Helmut Paulus</i> , In Gretchens Garten	121
<i>Anita Rahn-Fröbel</i> , Geliebte Schwäbische Alb	1
<i>Richard Schlierer</i> , Der Streitwald	153

GESCHICHTE

<i>Erwin Ackerknecht</i> , Das Schiller-Nationalmuseum ..	22
<i>Paul Gebring</i> , Vom Uracher Wirtschaftsleben und seiner geschichtlichen Entwicklung	125
<i>Peter Goessler</i> , Was soll uns der neue Ortsname „Weilstetten“ bedeuten?	205
<i>Otto Herding</i> , Die Alemannen und das Christentum im fränkischen Reich	82
<i>Oscar Paret</i> , Was sagen die Bodenurkunden über die Anfänge des Christentums in unserer schwäbischen Heimat?	85
<i>Paula Riede</i> , Die Entwicklung des württembergischen Weinbaus und sein jetziger Stand	175
<i>Adolf Rieth</i> , Die Heuneburg – ein keltischer Fürstensitz an der oberen Donau	42
<i>Eugen Stemmler</i> , Die Grafschaft Hohenberg	235
<i>Bernhard Zeller</i> , Schwäbische Spitäler	4
Waldensersforschung	34

KUNSTGESCHICHTE

<i>Julius Baum</i> , Wiederherstellung der Brühlmannbilder in den Pfullinger Hallen	200
<i>Otto Baum</i> , Relief in der Städt. Girokasse Stuttgart	107
<i>Carl Caspar</i> , Die Gattin des Künstlers	53
<i>Werner Fleischbauer</i> , Zur Geschichte der Pfarrkirche in Laichingen	65
<i>Walther Häußermann</i> , Wesen und Ziele der „Werkgemeinde“	260
<i>Werner von Houwald</i> , Der Dirigent des Stuttgarter Kammerorchesters: Karl Münchinger	248
<i>Hans Köpf</i> , 450 Jahre Amanduskirche Urach	134
<i>Hermann Lemperle</i> , Die Benediktinerabtei Weingarten und ihr Idealprospekt	87

<i>Adolf Schabl</i> , Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslautal	184	✕
<i>Adolf Schabl</i> , Christus in der Kelter	192	✕
<i>Adolf Schabl</i> , Steinhausen – Ottobeuren – Zwiefalten	211	
<i>Otto Schmitt</i> †, Die Stiftskirche in Tübingen	227	
<i>Fritz Scholl</i> , Leopold Retti – ein herzoglich württembergischer Hofbaumeister	229	
<i>Karl Schumm</i> , Leofels – eine Stauferburg im Frankenthal	48	
<i>Walter Supper</i> , Der oberschwäbische Orgelbaumeister Joseph Gabler	10	
<i>Albert Walzer</i> , Zur Geschichte der Weihnachtskrippe	219	
Anbetung der Könige vom Hochaltar der Klosterkirche Blaubeuren	219	
Muttergottes mit musizierenden Engeln vom Talheimer Altar	64	
Neue Kirchenfenster in Reinsberg	138	
Der Turm der Johanneskirche in Schwäb. Gmünd ..	109	

VOLKSKUNDE

<i>Hermann Bausinger</i> , Sind unsere Sagen lebendiges Erzählgut?	19	
<i>Theodor Bolay</i> , Quer durch den Stromberg	104	
<i>Helmut Dölker</i> , August Lämmle und die schwäbische Volkskunde	257	
<i>Th. Hornberger</i> , Schäferlauf in Urach	133	
<i>Rudolf Kapff</i> , Zur Bedeutung von Wang	252	
<i>Max Lohß</i> , Einkehr in einem alten Weberhaus der Laichinger Alb	68	
<i>Willi Müller</i> , Das Flurnamenbündel	201	
<i>Wilhelm Pabst</i> , Hausdächer als Rechtszeugen	25	
<i>Ernst Rheinwald</i> , Eine Badenfahrt in den Deinach im Jahre 1688	69	
<i>F. H. Schmidt-Ebhausen</i> , Marksteinzeugen	148	
<i>F. H. Schmidt-Ebhausen</i> , Der Storch im Volksglauben	59	
<i>F. H. Schmidt-Ebhausen</i> , Die zwölf Heiligen Nächte	249	
<i>Albert Walzer</i> , Oberschwäbische Reiterprozessionen	89	✕
<i>Albert Walzer</i> , St. Urban – Patron der Weingärtner	189	
<i>Gotthold Wankmüller</i> , Marksteine um Köngen	151	
Von köstlichen und sauren Jahrgängen	195	
Wegweiser durch die heimatliche Volkskunde	26, 71, 115, 154, 208, 258	

NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Paul Groschopf und Rudolf Hauff</i> , Untergegangene Wälder der Vorzeit im Donautal bei Ulm	196
<i>E. Grünvogel</i> , Wie ist der heutige Bodensee entstanden?	139
<i>Edwin Hennig</i> , Tübingens Rahmen und Fundament	60
<i>Friedrich Hornberger</i> , Vom Rückgang der Störche im deutschen Südwesten	54

Otto Linck, Vom Stubensandstein und vom Stubensand	97
X Hans Schwenkel, Die Landschaft des Weinbergs in Württemberg	170
Hans Schwenkel, Das Wutachtal im Schwarzwald in höchster Gefahr	14
Fritz Weidenbach, Erdgeschichtliches vom Schwabenland	241
Abendstimmung am Bodensee	141

HEIMATSCHUTZ

Hans Gerber, Neue Heimat Heilbronn	146
Theodor Musper, Beleuchtungszauber	28
Theodor Musper, Gegen die Auswüchse der Kinoreklame	75
Theodor Musper, Querellen gegen Stuttgart	111
A. Neuschler, Stuttgarter Marktweiber	166
Albrecht Rieber, Tradition im künftigen Ulmer Stadtbild	31
Frid. Rimmle, Aufgaben der Denkmalpflege in Ulm a. D.	29
Richard Schmidt, Zur Schloßplatzfrage	159
Hans Schwenkel, Gegen die Außenreklame in der Landschaft	33
Hans Schwenkel, Auch Pflanzenschutz ist Heimatschutz	63
Hans Schwenkel, Totenhäuschen auf dem Friedhof in Kirchheim-Ötlingen	117
Gegen die Auswüchse der Außenreklame	166
Die Neugestaltung des Marktplatzes in Laichingen	65
Das Stuttgarter Rathaus	272
Zur Frage des Kronprinzenpalais	110
Nochmals der Schloßplatz in Stuttgart	119
Vorbildlicher Wiederaufbau in Münster i. Westf. ..	110

JUBILÄEN

Ludwig Finckh zum 75. Geburtstag	73
August Lämmle, dem Dichter zum 75. Geburtstag ..	256
Hans Schwenkel 65 Jahre	79
100 Jahre Staatsbauschule Stuttgart	72

IN MEMORIAM

Karl Bohnenberger (Fritz Ernst)	254
Robert Bosch	143
Hans Heinrich Ehrler	156
Otto Kuhn (Frid. Rimmle)	32
Auguste Supper	108

TAGUNGSBERICHTE

Jahreshauptversammlung des Schwäb. Heimatbundes ..	164
Tagung der Heimatpfleger und Vertrauensmänner des Heimatbundes	263
Internationaler Volkskunde-Kongreß (Dölker)	212

Der Volkskunde-Kongreß in Jugenheim (Schmidt-Ebhausen)	77
Arbeitsgemeinschaft Tracht und Brauch	35
Arbeitskreis für deutsche Hausforschung (Max Lohß) ..	163
Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktagung in Ochsenhausen (Walther Genzmer)	210
Der Münsterschatz und neue kirchliche Goldschmiedekunst in Schwäb. Gmünd (Adolf Schabl)	162
Arbeitstagung der Archivpfleger	261
Tagung der Württ. Geschichtsvereine	162

BESPROCHENE BÜCHER

Berckhemer, Die Sprache der Steine	267
Bibliographie volkskundlicher Dissertationen	118
Faerber, Nikolaus Friedrich von Thouret	160
Feucht, Der Wald um Stuttgart	161
Fiechtner, Volks- und Kinderreime der Deutschen aus Bessarabien	213
v. Graevenitz, Albert Volz – ein Bauernkünstler ..	214
Greiner, Mein Stuttgart	118
Häfner, Heimatsprache	266
Heimatbuch des Kreises Nürtingen	160
Der Hochaltar in Blaubeuren	265
Hornschuch AG. Baumwollspinnerei	214
Keller, Hinterglasbilder	213
Lämmle, Ein viel mißbrauchtes Volk	214
Der Marienaltar in Creglingen	265
Meier, Ahnengrab und Brautstein	118
Moser, Deutsche Sprachgeschichte	118
Moser, Schwäbischer Volkshumor	118
Müller, Der Feldberg im Schwarzwald	78
Neher, Karl Weitzmann	213
Paret, Fundberichte aus Schwaben N. F. X.	214
Planck, Karl Christian Planck	213
Ravensburg. Ein historischer Führer	214
Rödle, Heimisches Wild	78
Schmid, Heidenheimer Vornamen	213
Schwarzwälder Hausschatz	267
Stuhlinger, Die Schwäbische Alb	78
Supper, Lesebuch für Orgelleute	214
Volkart, Schweizer Architektur	265
Die Volksschule als Wahlfach	118
Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte	78
Wagner, Die Entwicklung des Katasters in Württemberg	213
Wais, Alt-Stuttgarts Bauten im Bild	265
Wankmüller, Beiträge zur württ. Apothekergeschichte ..	213
Württemberg. Buch der Wirtschaft	78

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES 33, 79, 119, 164, 215, 262

Geliebte Schwäbische Alb!

Von Anita Rahn-Fröbel

Als ich vor einigen Jahren zum erstenmal auf die Schwäbische Alb kam, in der einen Hand einen Koffer mit übriggebliebenen Habseligkeiten und in der anderen die Hand meines Kindes, war es mir, als umfinge mich diese Erde mit ihren Menschen wie der Arm einer Mutter.

Damals kam ich mitten in einer Winternacht. Das kleine Dorf, eine Handvoll Häuser, eine Winzigkeit nur, hineingelegt in hügeliges, verschneites Land, darüber ein scharfer Wind strich und darüber Sterne und Mond standen. So war ich wohl für kurze Augenblicke still und ließ mich einspinnen von dem Zauber dieser Nacht, der mich nach der vielen Not in der Stadt seltsam anrührte. Durch Schnee und Ferne kam der helle, hurtige Pfiff des kleinen Zuges zu mir herüber, der uns als einzige Fahrgäste hier heraufgebracht hatte und nun weiterrollend das Kind und mich zurückließ.

Diesen Gang auf dem hartgefrorenen Weg, der in das Dorf hineinführte, habe ich nie vergessen. Vorbei an kleinen geduckten Häusern, aus deren Fenstern hie und da ein armseliges Licht fiel, vorbei an Ställen, aus denen der Hufschlag eines Pferdes drang und der schwere warme Geruch schlafender Tiere. Es war Fremde und Heimat zugleich. Das eine führte hin zum anderen. Fester griff ich nach der Hand des Kindes, dessen Schritt klein und tapfer über den Weg holperte. Dieser Weg, der immer und ewig tiefe Narben trägt, eingeschnitten von den Rädern der schwerbeladenen Wagen, die vom Acker kommen. Ich kenne diese Furchen im Frühjahr, wenn sie angefüllt sind mit zähem, lehmigem Brei; im Sommer, wenn sie trocken und steinig sind und im Winter, eisverkrustet. Immer ein Weg, den zu gehen mühselig ist und hart. Sehr schnell verliert man auf ihm seinen leichten Schritt, und die, die dort oben geboren sind, haben ihn nie gekannt. Ihr Gang ist schwer und bedächtig, voll ruhenden Gleichmaßes, immer mehr der Erde verhaftet als der Weite des Himmels.

Ich wohnte in einem weißgekalkten Haus, das blaue Fensterläden hatte und vor dessen Eingang ein beachtlicher Misthaufen lag. Gleichsam Sinnbild der engen Gemeinschaft zwischen Tier und Mensch. Seite zur Seite lagen auch die Türen zum Stall und zur Stube. In der ersten Zeit hatte diese Tatsache etwas Verwirrendes für mich, da ich mich oft in den Türen irrte!

Aber es gab da so viele Dinge, die mich verwirrten. Lächerliche, dumme Dinge, mit denen ich wochenlang einen verbissenen Kampf führte, bis sie sich friedfertig als Alltäglichkeiten einreihen ließen. Da war die Sache mit dem Wasserholen. Jeden Tropfen mußte ich aus der Bauernküche zu mir hinauftragen, über eine steile, störrische Stiege aus knorrigem Holz mit manchen Tücken. Es dauerte eine Weile, bis ich es verstand, in meinem Zimmer anzukommen, ohne daß ich eine Überschwemmung angerichtet hatte. Dann ärgerte mich die offene Herdstelle in der Küche. Man hängt einen Topf hinein und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit kommt sein Inhalt zum Kochen. Mir zum Hohn ergoß er sich in den ersten Tagen wie eine Sturzflut über den Herd. Auch werde ich das morgendliche Drama mit meinem Ofen nicht vergessen. Sein gewaltiger eiserner Bauch war nur bei einer bestimmten Holzsorte zu einem gemütlichen Knistern und Brummen bereit. Ansonsten spuckte er Rauch und Gestank, der mir die Tränen in die Augen trieb. Später, als ich wieder in der Stadt wohnte und „Spächtele“ schnipselnd vor der Miniaturausgabe eines Sparherdes stand, dachte ich voll Wehmut an dessen gefräßigen, eigensinnigen Kollegen auf der Alb. So war also hinter manches Geheimnis zu kommen. Das Holzhacken wollte gelernt sein, das Brotbacken und – „Platzbacken“. Man bäckt kein Brot auf der Alb, ohne daß man nicht auch mindestens vier bis fünf Platz bäckt. Man kann „Platz“ nicht übersetzen, man kann ihn nur essen, am besten warm, dann schmeckt er ausgezeichnet. Ein dünner Weißbrotteig mit viel Obst belegt und über das Ganze weiße Schmalzflocken. Hat dann ein solcher „Platz“ noch einen Durchmesser von etwa einem halben Meter, dann ist es der Richtige. Köstlicher Duft, zieht man ihn aus der hintersten Ecke des Backofens.

In jener Winternacht meiner Ankunft wurde ich mit einem solchen Platz empfangen. Er stand auf dem Ofen, damit er warm blieb, und ihm zur Seite ein dickbauchiger, irdener Topf voller Milch. Beides mir als Willkommensgruß von meiner Bauersfrau gereicht. Sie goß die Milch in eine weiße, große Kaffeeschüssel, die man fest mit den Händen umspannen muß, um daraus trinken zu können. Sie schnitt zwei großmächtige Stücke von dem Platz ab und schob sie mir und dem Kind hin. Sie tat dies alles mit Bedacht, still und fast schweigsam. Manchesmal fiel ein Wort wie der vereinzelte Schlag einer tiefen Glocke. Ich erschrak über den herben, spröden Klang und erst als er nur noch verwehend in der niederen Stube hing, rührte die Zärtlichkeit und Liebe mein Herz leise an.

So sind diese Menschen dort oben. Man lernt sie erst kennen, wenn man lange bei ihnen wohnt; man lernt sie erst lieben, wenn man mit ihnen ihr schweres Tagewerk verrichtet; und man verehrt sie, teilt man die Abendstunde des Ausruhens mit ihnen. In der Stube sitzt die Frau, vielleicht strickt sie einen Strumpf oder spinnt gelblich weiße Schafwolle zu dickem Faden. Oft saß ich in dieser stillen Stunde auf der Ofenbank, den Duft der Bratäpfel in der Nase und das Schnurren des Spinnrades im Ohr. Es konnte sein, daß ich in das Gesicht der Frau schaute, und es erinnerte mich an einen alten Holzschnitt. Beides so herb in der Linienführung. Dann sann ich wohl nach

über die Schönheit, die aus dem Gesicht hervorbrach, wenn es sich so still über das Spinnrad beugte. Und es erschütterte mich die Demut der gefalteten Hände beim Abendsegen.

Vor einigen Tagen kam ein Brief von der Alb. Die Worte reihten sich darin ungefügt zu ungewohnten Sätzen. Sie erzählten von der Shecken, die gekalbt habe, von der alten Babe, die man zur letzten Ruhe hinter die spitztürmige Kirche getragen hat, von dem Pferd, das lahmt und von der kleinen blonden Angelika, die nun auch schon in die Schule geht. Von diesem und jenem erzählte der Brief. – Ich sehe den Frühling auf der Alb, wie er mit viel Regen über die Wälder und Äcker bricht; den Sommer, wie er heiß über der Frucht liegt, sie zum Reifen bringt und Beeren in Hülle und Fülle wachsen läßt; und ich sehe den Herbst, der sich immer so stürmisch und wild gebärdet, daß sich die Frauen ihre Kopftücher fester binden und die Falten ihrer langen weiten Trachtenröcke bändigen müssen. Ich höre den Büttel, wie er, in jeder Gasse stehen bleibend, wichtige Dinge ausschellt: wann Holz gehauen wird, wann die nächste Schafschur ist – und ich höre das Blöken der Schafe, das Brüllen der Tiere, das Knistern der Buchenscheite im Ofen. Mich überkommt ein Heimweh nach diesem Stückchen Land und seinen Menschen.

Vielleicht wenn es Frühling sein wird, oder Sommer – gehe ich wieder diesen tiefgefurchten Weg, hinein in das kleine Dorf.

Am Albrand

Gebannt steh ich an deiner Berge Trauf –
Getürmte Felsen in der Sonne gleißen,
In kühler Tiefe tut das Tal sich auf.
Im Höhenwind die weißen Wolken reisen

Durchs blaue Meer mit unbekanntem Ziel.
Die Wälder ruhen wie von Träumen schwer,
Und manchmal gleiten Schatten drüber her.
Ein Falke kreist in lüftesel'gem Spiel.

So zwischen Fels und Wald und Wolken schwebend
Wird meine Seele still und flügelweit.
Da lausche ich, vor Erdenglück erbebend,
Dem großen Rauschen der Unendlichkeit.

Franz Georg Brustgi



Bäuerin von der Schwäbischen Alb

Aufnahme: W. Walz

Schwäbische Spitäler

Von Bernhard Zeller

Mitten im Häusermeer des heutigen Stuttgart, im Gebiet der Senefelder-, Moltke- und Schwabstraße, lagen noch vor rund 100 Jahren einige Felder, die den seltsamen Namen Milchsuppenäcker trugen. Diese zum Flurnamen erstarrte Bezeichnung, die auf alten Markungskarten gelegentlich auch mit Spitaläcker wechselt, hat die Erinnerung an einen Vorgang festgehalten, von dem keine Urkunde mehr berichtet. Wohl im 15. Jahrhundert ist nämlich jenes Grundstück am einstigen Botnanger Weg von irgendeinem unbekanntem Stifter dem Stuttgarter Spital mit der ausdrücklichen Bestimmung geschenkt worden, aus seinen Erträgen den Armen der Anstalt alljährlich, vielleicht am Namenstag des Stifters oder an bestimmten Feiertagen, eine Milchsuppe zu verabreichen.

Nicht nur in Stuttgart, wo auf der Prag und in Gablenberg, in Ostheim, am Marienplatz, besonders aber im Heschlacher Tal Spitalwiesen, -äcker, -mühlen und Pfründgärten lagen, landauf und landab stoßen wir heute noch auf zahlreiche Flurnamen, in denen sich Erinnerungen an die einstigen spitalischen Besitz- oder Anliegerverhältnisse erhalten haben. Im Spitalwald, -holz, -steig, -rain, -wasen, im Spitalbrühl, der Spittelbruck oder -mühle liegen sie offen zutage, auch im Spittelweiherle, der Spitalisbaint, oder den Hospetäcker sind sie noch leicht zu erfassen, während der Spendbletz, die Schenk- und Pfründäcker, die Heiligenwiesen oder die mancherlei Zusammensetzungen mit Geist, – wie Geiststelle, Geiststeig, Geistholz –, die ja in den seltensten Fällen mit Geistern, sondern vielmehr mit dem Heiligen Geist zu tun hatten, nicht ohne weiteres die Beziehungen zu einem Spital erkennen lassen.

Im frühen und hohen Mittelalter war das abendländische Spital fast ausschließlich ein Teil der Kirche. Der Liebesdienst am notleidenden Nächsten, ob als Almosen für den Bettler, als Betreuung Kranker oder Aufnahme von Kindern, galt vor allem den Klöstern und Stiftern als vornehme Pflicht. An ihren Toren wurden daher zuerst arme und elende Menschen aufgenommen, beherbergt und gespeist, und aus diesem Pfortendienst heraus entwickelte sich vielfach als eine Herberge das altklösterliche und altstiftische Hospital. Die ersten schwäbischen Spitäler sind im Bereich der Klöster und Stifter unseres Landes zu suchen. Daneben finden sich jedoch schon in früher Zeit an den Knotenpunkten der alten Reichsstraßen, besonders aber auf den Alpenpässen, selbständige, von

Mönchen oder halbgeistlichen Bruderschaften geleitete Anstalten, die meist als Pilgerherbergen dienten.

Im Süden des alten schwäbischen Herzogtums begegnen wir ihren ersten Spuren. Bereits aus dem 8. Jahrhundert ist ein Brief überliefert, in dem Papst Hadrian I. Karl den Großen um Schutz für die Alpenhospize bittet; unter Ludwig dem Frommen wird ein Hospiz auf dem Mont Cenis gegründet und das Xenodochium Sancti Petri auf dem Septimer, dem einst so vielbegangenen Pässe nach Italien, wird 831 zum erstenmal erwähnt. Mit dem Kloster in Kempten war zu derselben Zeit eine Pilgerherberge verbunden und auch auf dem Victorsberg bei Feldkirch stand bereits 875 ein Hospiz. Besonders berühmt aber wurden die von Bernhard von Menthou (923 bis 1008) begründeten Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhard.

Die eigentliche Gründungs- und Blütezeit der meisten schwäbischen Spitäler liegt jedoch im 13. bis 15. Jahrhundert und ist eng mit dem Aufkommen der Städte verbunden. In unverhältnismäßig kurzer Zeit entstanden damals in den meisten größeren Gemeinden Spitäler, die zwar oft auf älteren Stiftungen fußten, aber doch erst jetzt als eigene Institutionen greifbar in den Quellen hervortreten und rasch an Bedeutung gewannen. Der klösterliche Bezirk wird gesprengt, in mannigfacher Schattierung bilden sich bruderschaftliche Spitäler, die zum Teil nicht mehr ausschließlich Ordenscharakter tragen, und schon beginnt auch die Bürgerschaft der Städte ihren Einfluß auf die Anstalten geltend zu machen, ja auch selbst als Stifter oder Neugründer einzelner Spitäler aufzutreten.

Die schwäbischen Reichsstädte gehen mit ihren Spitalgründungen voran; doch bald folgen, zum Teil mit Unterstützung der württembergischen Grafen oder anderer größerer Territorialherren, die Landstädte nach. In Ulm, Eßlingen, Schwäbisch Hall und Schwäbisch Gmünd, in Biberach, Buchhorn (Friedrichshafen), Ravensburg, Wangen, in Rottweil und in Markgröningen erscheinen bereits im 13. Jahrhundert Spitäler, deren erste urkundliche Erwähnung meist jünger als ihr eigentliches Gründungsdatum ist. Aber auch das Tübinger Spital wird schon 1291 genannt und wenige Jahre später das zu Waldsee und Mengen. Ist es in der Reichsstadt Heilbronn im Jahre 1306 die Bürgerschaft, die mit stolzem Selbstbewußtsein verkündet, „Wir . . . die burger von dem rate ze Hailprunnen . . . wellen heben unde machen ainen spitale . . .“, so hat in Stuttgart 1350 Gräfin Katharina, die Gemahlin Ulrichs IV. das dortige Spital neu begründet, zehn Jahre später Herzog Friedrich von Teck das Kirchheimer und 1480 Graf Eberhard der

Ältere das Uracher Spital gestiftet. Bopfingen, die letzte der 37 Reichsstädte auf der schwäbischen Städtebank, hat bald ebenso sein Spital wie Blaubeuren, Leonberg, Marbach und die meisten der kleinen altwürttembergischen Landstädtchen. Diese Spitalgründungen jedoch fallen zur Mehrzahl erst ins 15., ja zum Teil sogar ins 16. Jahrhundert. Zusammenfassend können für die Zeit des späteren Mittelalters im heutigen Württemberg, ohne die zahlreichen Seelhäuser und Sondersiechenhöfe einzubeziehen, über 70 Spitäler festgestellt werden.

Unter diesen spätmittelalterlichen Spitälern nehmen die Anstalten der eigentlichen Spitalorden eine gewisse Sonderstellung ein. Die Bedeutung der Johanner, die in Feldkirch (1218), Rothenburg o.T. (1260), und Schwäbisch Hall Spitäler inne hatten, bleibt zwar gering. Auch der Deutschorden hat – von der Gründung des Heilig-Geist-Spitals in Mergentheim (1340) durch den Deutschmeister Wolfram von Nellenburg und einer kleinen Anstalt in Gundelsheim abgesehen – wenig für das schwäbische Spitalwesen geleistet. Nur dem Heilig-Geist-Orden gelang es, eine stärkere Stellung einzunehmen. Überraschend schnell hat sich dieser Orden, der zu Ende des 12. Jahrhunderts in Südfrankreich gegründet worden war, auch in Deutschland ausgebreitet. Obwohl sich weit über die Hälfte aller Spitäler „Heilig-Geist-Spitäler“ nannten, gehörten zu dem Orden selbst, der unter dem Meister von Stephansfeld im Elsaß als Generalvikar eine eigene Provinz „Alemannia superior“ gebildet hatte, nur Wimpfen, Schwäbisch Gmünd, Memmingen, Markgröningen und Pforzheim. Das Ulmer Spital stand vermutlich in loser Abhängigkeit von ihm. In Memmingen (1365) und Wimpfen (1376, endgültig 1471) wurde das Ordensspital später in eine geistliche und eine bürgerliche Anstalt getrennt, damit, wie es in Wimpfen kennzeichnend heißt, „die Conventbrueder in einer bequemlichen, müssigen Ruhe Gott dem Allmaechtigen desto andaechtiger dienen und die Kranken und Siechen von männlich desto bas gespeizet und versehen werden moechten“.

Das „Hospitale ordinis Sancti Spiritus in Gröninggen“ jedoch erfreute sich bis in die Zeit der Reformation eines hohen Ansehens, ja der Markgröninger Spitalmeister ging sogar dem Probst der Stuttgarter Stiftskirche an Rang vor. Zahlreiche Schenkungen, auch seitens der württembergischen Grafen, Privilegien und Ablassrechte sicherten diesem Spital eine Sonderstellung, die sich sogar bis auf seine Schweine ausdehnte. Die schlauen Ordensleute hatten nämlich ihren spitalischen Säuen Glöckchen umgehängt, nachdem Papst Pius IV. im Jahre 1482

verfügt hatte, daß dem Vieh, insbesondere den Schweinen der Spitalbruderschaft Futter zu reichen wäre, wo es sich auch nur sehen ließe. Natürlich blieb die Kritik nicht aus, und Sebastian Frank schreibt in seiner Chronik ziemlich bissig: „Seind große Herren, führen vom Bettel zu Gröninggen einen großen Pracht“. Während der Reformation wurde das reiche Spital säkularisiert und 1552 von Herzog Christoph dem Markgröninger Bürgermeister unterstellt.

Doch das Markgröninger Spital bildet eine Ausnahme. Längst waren die anderen Spitäler unter städtische Aufsicht gekommen. In einem zähen Kampf, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann und sich im allgemeinen etwa 100 Jahre hingezogen hat, war es den meisten Stadtgemeinden gelungen, die älteren Spitäler der kirchlichen Vormundschaft zu entziehen. Die jüngeren Spitalstiftungen unterstanden von vornherein der Bürgerschaft.

Dieser Prozeß der Verbürgerlichung, der dem spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Spital seine typische Prägung gegeben hat, muß als der entscheidende Wendepunkt der gesamten Spitalgeschichte bezeichnet werden. Im großen gesehen verläuft diese Entwicklung einheitlich und führt, ob früher oder später, ob durch radikale Machtlösung oder in nachgebendem Kompromiß überall zu demselben Ergebnis; im einzelnen aber jeweils anders modifiziert, jeweils an andere landschaftliche, kirchliche und wirtschaftliche Voraussetzungen gebunden, enthüllt sie die Verschiedenartigkeit der Stadtcharaktere, und es zeigen sich gerade bei der Behandlung der Spitalfrage die neuen Tendenzen eines städtischen Selbstbewußtseins und einer zielbewußten städtischen Politik oft mit überraschender Deutlichkeit.

Auf dem Weg über die Vermögensverwaltung drangen zuerst städtische Elemente in das Spitalwesen ein. Amman und Rat bestimmten über An- und Verkauf von Grundstücken und machten sich zu Treuhändern von Stiftungen; allmählich schalteten sie sich auch in das innere spitalische Leben ein, beschränkten den Spitalgeistlichen auf seine rein seelsorgerlichen Pflichten und entschieden selbst über die Aufnahme und Versorgung der Armen. Langsam aber zielsicher wurden sie so Herr „ihres“ Spitals.

Wenn plötzlich auf den schmalen und kleinformatigen spitalischen Pergamenturkunden des 13. und frühen 14. Jahrhunderts nicht mehr der Spitalmeister – sei er nun Kaplan, Mönch oder Laienbruder – allein siegelt, sondern daneben der Amman oder Schultheiß auftaucht, wenn einige Jahre später der Name des Spitalmeisters ganz verschwindet, sich nur noch städtische Pfleger – *provisores* oder *procuratores* –

als Aussteller der Urkunden nennen und eines Tages der Urkundentext mit den Worten beginnt, „mit des Ammans und des Rats Wollen, Gunst und Wissen“, dann ist diese Entwicklung vollzogen.

So erscheint z. B. in den Urkunden des 1232 erstmalig erwähnten Eßlinger Katharinenhospitals 1283 bis 1299 neben den Spitalbrüdern der Bürgermeister. 1308 muß die Zustimmung des Rates zu einem von Meister und Bruderschaft geplanten Rechtsgeschäft eingeholt werden und nach 1321 finden wir nur noch die städtischen Pfleger als die amtlichen Vertreter des Spitals in den Urkunden.

„Umbe die mißhellunge, die wir hätten wider ain andern von deß spitals wegen“ vertraglich zu schlichten, schließen die Stadtväter Lindaus mit der Äbtissin des Damenstifts, der bisherigen Herrin des dortigen Spitals, im Jahre 1307 einen eigenen Kontrakt, der aber in Wirklichkeit die Anstalt städtischer Kontrolle unterwirft. In Hall, wo sich derselbe Vorgang zehn Jahre später abspielt, wird die Übernahme des Johanniterspitals kurzerhand mit mangelnder Fürsorge bemäntelt. „Der-halben“, so schreibt ein späterer Chronist, „dieweil der armen im ernandten spital Sant Johans Ordens so ubel pflegt, hat ein erbar Oberkeit zu Hall ein christlich brüederlich mitleiden und einsehen gehapt, den spittal zu iren handen genommen unnd an das ort, so nun in der statt stehet, gepauen.“

Seinen kirchlichen Charakter hat das Spital mit dieser folgenschweren Umwandlung nicht verloren. Es blieb nach wie vor „pium corpus“, „gotzhus“, hatte eigene Kirchen, Kapellen, Altäre und Friedhöfe, erhielt päpstliche Schutz- und Ablassbriefe, war inkorporationsfähig und mußte auch zunächst seinen Besitz als geistliches Gut nicht versteuern. Es wäre auch falsch, dieser Kommunalisierung antikirchliche Tendenzen zugrunde legen zu wollen. Als selbstherrliche Eigenpersönlichkeiten kämpften die Reichsstädte um Festigung ihrer Macht, um innere wie äußere Unabhängigkeit und waren daher bestrebt, die Selbsttätigkeit geistlicher wie weltlicher Institutionen innerhalb ihrer Mauern zu unterbinden.

Wirtschaftliche und politische Momente haben dieses Vorgehen gegen die Spitäler zumeist bestimmt, denn deren Bedeutung war zu dieser Zeit für die verhältnismäßig kleinen Stadtgemeinden schon vielfach so groß, daß es diesen nicht mehr gleichgültig sein konnte, wie und von wem sie verwaltet wurden. Wenn etwa das Eßlinger Hospital schon 1295 dem Pfalzgrafen Gottfried von Tübingen um 520 Pfd. Heller die Besitzungen zu Möhringen und bereits zwei Jahre später den Ort Vaihingen um 500 Pfd. Heller abkaufen konnte,

dann ist es klar, daß sich das reichsstädtische Regime einzuschalten bemühte. Es kam ihm wohl auch darauf an, das Spital zu beherrschen, um dessen Leistungen nur Bürgern der eigenen Stadt zugute kommen zu lassen, aber weit wichtiger war es doch, seinen reichen Besitz und seine Herrschaftsrechte in den Rahmen einer städtischen Territorialpolitik einschalten zu können. Obwohl die soziale Tätigkeit der Spitäler, auch wenn die überlieferten Quellen meist darüber hinweggehen, nicht übersehen werden darf, so lag doch der Schwerpunkt städtischer Spitalpolitik in einer vielseitigen Nutzung der einst selbständigen Wohlfahrtsanstalten für die wirtschaftlichen Interessen der Stadt.

Nur zur Versorgung seiner Armen benötigte jenes Spital in Eßlingen, zu dessen Rechten über Vaihingen und Möhringen bald auch halb Plochingen mit seiner Burg, Deizisau, Hohenheim sowie Grundstücke, Gülden und Zehnten in fast 150 fremden Orten kommen sollten, seinen Besitz bestimmt nicht, aber dieser bildete für die aufstrebende Reichsstadt ein wesentliches Stück ihres Territoriums.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei vielen anderen reichsstädtischen Spitälern, ja oft überragt der spitalische Besitz das Gebiet der Stadt selbst um ein Vielfaches. So war es nicht nur in Augsburg, Memmingen oder Überlingen, deren Spitäler ein Dutzend und mehr Ortschaften innehatten, auch der Rat zu Biberach sprach durch spitalische Amtsleute in zehn Dörfern Recht, während der Stadt selbst nur ein unbedeutender Weiler gehörte. Das Spital zu Hall besaß noch im 19. Jahrhundert mit seinen über 6000 Morgen Wald eine Fläche, die fast dem Vierfachen der städtischen Gesamtmarkung entsprach. Ebenso hatten Ravensburg, Reutlingen und Gmünd, aber auch Landstädte wie Vaihingen/Enz, Horb oder Schorndorf jeweils mehrere Spitaldörfer unter sich. Den Spitälern der vorderösterreichischen Städte, Riedlingen, Saulgau, Mengen, Waldsee, besonders Ehingen, gelang es sogar, ihre Dörfer bis ins 19. Jahrhundert hinein unter eigener Hoheit zu halten.

Ein Großteil der spitalischen Güter und Rechte, vor allem sein ursprünglicher Besitz stammte aus reichen Stiftungen. „Bedenkend, daß Almosen und Gottesglauben den Menschen siner Sünde und Missetat vast entladend und ainen gewissen Zugang zu ewiger Sälikait beraittend“ hat einst der reiche Ravensburger Herrscherr Huntpiß anfangs des 15. Jahrhunderts dem dortigen Spital eine große Stiftung vermacht, und mit ähnlichen Worten finden wir überall zahlreiche Schenkungen motiviert. Doch vertrauend auf ihr Vermögen und ihren Kredit haben die Spitäler schon sehr früh damit begonnen, durch planmäßige

Die heiligen Ärzte Cosmas und Damian
(Schwäbisches Tafelbild aus Ditzingen,
Kr. Leonberg, aus der Zeit um 1500.)
Württ. Landesmuseum Stuttgart

106,5 × 63 cm

Die heiligen Zwillingen nehmen einem Aussätzigen während des Schlafes sein krankes Bein ab und setzen ihm das gesunde eines soeben verstorbenen Mohren an, wobei Engel mit Medikamentendose und ärztlichen Instrumenten Handlangerdienste leisten. — Der Künstler der Spätgotik versetzt das Wunder aus der Zeit der dritten Jahrhundertwende in eine Krankenstube seiner eigenen Zeit.



und oft erstaunlich kühne Käufe selbst ihren Besitz zu erweitern. Jeder Gewinn wurde sofort wieder in Grundbesitz angelegt, dessen Art und Lage durch die vom städtischen Rat ernannten Spitalpfleger bestimmt wurde. Es ist für dieses Vorgehen äußerst kennzeichnend, wenn sich z. B. das Lindauer Spital um eine hohe Summe gerade die Burg Gießen erwirbt, die sich, an der alten Reichs- und Handelsstraße und dicht bei der wichtigen Argenzollbrücke gelegen, zu einer Art Vorwerk des städtischen Territoriums besonders geeignet erweist, oder wenn der Rat von Heilbronn schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts befiehlt, daß alle dem Spital innerhalb der Stadtmarkung übergebenen Güter in Jahresfrist mit Erwer-

bungen außerhalb dieser Markung getauscht werden müssen. Durch Marktzwang wurde die Spitallandschaft auf die Städte konzentriert. In der Stadt mußte eingekauft und verkauft werden, und vergeblich beklagten sich die Spitalbauern Biberachs darüber, daß sie auch bei sehr großen Entfernungen ihr Vieh auf den Biberacher Markt treiben und einem Biberacher Metzger verkaufen mußten.

Nur ein sehr geringer Teil der Güter wurde im allgemeinen unmittelbar von den Anstalten aus bewirtschaftet, denn die Eigenwirtschaft erwies sich besonders auch bei der Streulage des Besitzes als wenig rentabel. Sie wurden vielmehr dem differenzierten Lehenssystem der Zeit entsprechend ausgeliehen oder

auf Teilertrag verpachtet. So besaß eben jenes reiche Biberacher Spital nach einem vierbändigen Urbar aus dem frühen 15. Jahrhundert 251 auf Lebenszeit verliehene Anwesen mit insgesamt 1798 Tagwerk Wiesen und 5559 Juchart Acker, dazu kam eine größere Zahl von Erblehen, kamen ertragreiche Groß- und Kleinzehnten sowie ein ausgedehnter Waldbesitz. Fischzuchten, Mühlen und Keltern bildeten bevorzugte Einnahmequellen der Spitäler. Nahezu aller in Schorndorf gebauter Wein ging durch die Spitalkeltern, und nicht nur im Remstal, auch in Ulm, Überlingen oder Lindau gehörten die Spitäler zu den reichsten Weinbergbesitzern.

Die Spitalherren beschränkten sich jedoch in vielen Fällen nicht auf den Besitz von Boden oder auf Gülten, Zinsen und Zehnten von Grundstücken, sondern sie brachten auch die verschiedenartigsten und oft recht einträglichsten Herrschaftsrechte an sich. So wurden Leibeigene gewonnen, Gerichtsrechte übernommen, Patronate und Vogtrechte erworben, und aus den kleinen klösterlichen Hospizen von einst erwachsen reiche Herrschaften, die einem ritterlichen Grundherrn wenig nachstanden, ja ihm an Einfluß und Macht oft weit überlegen waren.

Das Ulmer Spital vermag schon 1440, als der Stadt kriegerische Verwicklungen drohen, dem Rat eine Liste mit 245 waffenfähigen Hintersassen aus 38 Dörfern vorzulegen, und die Pfleger des Heilig-Geist-Spitals zu Lindau rufen in periodischen Abständen „dez spitals aigenleudt“ zur Huldigung und Musterrung zusammen. Auf 1084 Köpfe, die sich auf 88 Ortschaften verteilen und in 12 Hauptmannschaften gegliedert sind, beziffert ein Spitalinventar 1584 die Gesamtzahl der Leibeigenen. Sie haben für das Spital Frondienste zu leisten, eine geringe Kopfsteuer zu bezahlen und den Todfall – zum Teil recht beträchtliche Abgaben an Vieh und Kleidung – zu geben.

Auch durch den Besitz von Zwing und Bann und den Rechten der niederen, in einzelnen Fällen auch der hohen Gerichtsbarkeit gewinnen die Spitäler und indirekt durch sie die Städte entscheidenden Einfluß auf die Landbevölkerung. Spitalisch städtische Amtleute sprechen nach spitalischen Gerichtsordnungen in den Dörfern Recht und ziehen ihre Einnahmen aus den Gerichtsgefällen.

Ein weiteres Recht, das zwar finanziell von wechselndem Ertrag war, dafür aber den Städten die erstrebenswerte Einflußnahme auf die Kirchen und deren Besetzung verschaffte, war das Patronat, dem häufig auch die Inkorporation nachfolgte. Durch sie verfügte die Bürgerschaft nicht nur über die Einkünfte der Pfarreien, sondern konnte auch ihren Bürgern Pfarr-

stellen zuweisen. Schon im 13. Jahrhundert begegnen wir vereinzelt Spitalern als Patronatsherrn. Der Kirchensatz von Flein bei Heilbronn z. B., der durch Friedrich II. bereits 1247 dem Spital zu Wimpfen zuerkannt wurde, dürfte zu den ältesten Spitalpatronaten gehören. Durch direkte Käufe und durch Schenkungen setzten sich zahlreiche Spitäler in den Besitz von Patronaten. So finden sich in dem zur Diözese Konstanz gehörigen Teil von Oberschwaben im 15. Jahrhundert immerhin 27 Kirchen, die einem Spital als Patronatsherren unterstehen. Auch in Altwürttemberg stoßen wir etwa in Tübingen mit Weilheim, Derendingen und Kusterdingen, oder in Markgröningen mit Bietigheim, Bissingen und Mühlhausen auf Spitäler, denen mehrere Pfarreien inkorporiert sind.

Um die Wende zur Neuzeit läßt im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung die spitalisch-städtische Grunderwerbspolitik nach, ja sie gerät im altwürttembergischen Gebiet ganz ins Stocken, als Herzog Ulrich aus der Verbannung zurückgekehrt, den Spitalern seiner Städte die Hoheitsrechte entzog und verfügte, „daß hinfüro . . . kein spital . . . einiguth in unserm Fürstenthumb erkaufen, ertauschen oder in ander weeg an sich bringen“ solle. Vom allgemeinen württembergischen Standpunkt aus ist diese an sich heilsame Maßnahme zu verstehen, für die landstädtischen Spitäler aber bildet sie den Anfang des Abstiegs. Bald gab es hier keine Spitalherrschaften mehr; die Anstalten wurden wieder auf rein soziale Funktionen beschränkt, und im Bestreben die Liebestätigkeit der Gemeinden zu vereinheitlichen, des öfteren auch Spital, Armenkasten und Sondersiechenhaus zu einer Pflege vereinigt (Schorndorf 1537, Balingen 1551, Wildberg 1587 u. a.).

Es gelang jedoch einigen land- wie reichsstädtischen Spitalern eine Geldwirtschaft aufzubauen, die manche dieser Anstalten in kurzer Zeit zu kapitalkräftigen Kreditinstituten machte. Sie begannen in der einfachen Form des Zinsen- und Rentenkaufs erhebliche Gelder umzusetzen und kamen mit ihren stabilen und mäßigen Zinsfüßen als eine Art Darlehenskasse dem allgemeinen Kreditbedürfnis der Zeit entgegen. Erst wenn man die genau geführten spitalischen Zinsbücher durchblättert und feststellen kann, daß selbst ein mäßig begütertens Spital wie das zu Schorndorf im Jahre 1630 über 34 000 fl. an Aktivkapitalien ausstehen hat, oder der Schreiber des Lindauer Spitals schon 1546 163 verschiedene Ortschaften registriert, in denen Schuldner sitzen, die aus der spitalischen Kasse Darlehen empfangen haben, läßt sich die Bedeutung und der Umfang jener Kapitalwirtschaft einigermaßen ermessen.

Grund-, Gerichts-, Lehens- und Leibherr, Kirchenpatron und Geldgeber war das Spital geworden, und gemessen an dem Reichtum und dem Geltungsbereich einzelner Anstalten, muß deren Tätigkeit als Armeninstitute zuweilen fast nebensächlich erscheinen. Trotzdem dürfen die Leistungen der spätmittelalterlichen Spitäl für die geschlossene Anstaltsfürsorge nicht gering geachtet werden. Die Verbürgerlichung hatte das weitgespannte Aufgabenfeld des bruderschaftlichen Spitals, das Armen- und Krankenhaus, Herberge und Altersheim, Findelhaus und Entbindungsanstalt für jedermann gewesen war, auf die Stadt selbst beschränkt und der Rat achtete im allgemeinen streng darauf, daß nur seine Bürger in den Genuß der Pfründen kamen. Aber durch diese scharfe Beschneidung einer wahllosen Fürsorge konnte die Wohltätigkeit für die Stadtarmen intensiviert werden. Obwohl fast jedes Spital seine Siechenstube hatte und größere Anstalten wie in Biberach, Ulm oder Eßlingen ein sogenanntes „fallendes Haus“ für Epileptiker, ein „unsinniges, Narren- oder Blockhaus“ für Geisteskranke, ein „Warzenhaus“ oder „Holzstuben“ für Syphilitiker, die mit Holzwasser behandelt wurden, ein „Kindbetterstüblin“ für arme Kindbetterinnen und ein „Kindshaus“ für die „Fundenkinder“ besaßen, war es doch nicht im heutigen Wortsinn Krankenhaus, sondern vor allem Versorgungsanstalt für arme, alte und arbeitsuntaugliche Bürger, die sich nicht mehr allein durchs Leben schlagen konnten. Die Fassungskraft der einzelnen Anstalten war sehr verschieden. Wieder gehen die reichsstädtischen Spitäl voran. So zählt das Gmünder Spital bereits um 1400 rund 70 Pfründner, in Ulm werden 1502 209 Dürftige und Kranke, in Eßlingen über 300 versorgt und in Biberach 1551 neben 64 Handwerkern und Tagelöhnern täglich sogar 357 Arme und Kinder gespeist. Nur das Stuttgarter Spital mit 119 Pfründner und Kindern im Jahre 1541 und 194 Insassen im Jahr 1581 reicht an diese Zahlen heran, die Belegung der übrigen württembergischen Spitäl war wesentlich geringer. Schorndorf etwa zählte 1537 53 Personen, mittlere Spitäl wie Vaihingen und Leonberg zur selben Zeit etwa 15, und die vielen Spitalchen in Wildberg, Wildbad, Balingen, Hornberg, Rosenfeld, Altensteig und in anderen kleinen Landstädtchen um 1600 gar nur 1 bis 5 Insassen. Die uneinheitliche Behandlung der Spitäl ist zumeist sehr bezeichnend für den verschiedenartigen Charakter der einzelnen Städte. Hier verständnisvolle Schonung und kluge Unterstützung, dort rücksichtslose Ausbeutung und übergroße Steuerbelastung, ließen das eine Spital schon zu Ende des 16. Jahrhunderts schwer am

Boden liegen, das andere seinen Besitzstand fast unversehrt bis ins 18., ja 19. Jahrhundert hinüberretten. So war das neben Biberach wohl reichste oberschwäbische Spital zu Ulberlingen, das im 16. Jahrhundert 5 Ämter mit 33 Dörfern, Höfen und Weilern unter sich hatte und noch zu Beginn des 30jährigen Kriegs über Einnahmen verfügte, die etwa der Hälfte der gesamtstädtischen Einnahmen entsprachen, bis 1555 ganz steuerfrei, dann aber setzte eine scharfe städtische Besteuerung ein, und das Spital hatte jährlich 1000 Pfund zu bezahlen. In Biberach selbst aber, dessen Stadthaushalt ohne die starke Krücke der Spitalkasse gar nicht auf den Beinen gehalten werden konnte (V. Ernst) und das schon 1514 zwei Drittel aller Leistungen der Stadt an das Reich und den Schwäbischen Bund auf sich zu nehmen hatte, wurde das einst so reiche Spital durch die Verquickung des städtischen und spitalischen Haushalts völlig ruiniert. In ähnlicher Weise ist auch das Eßlinger Spital zu Kontributionen, Einquartierungen und Lieferungen aller Art ausgenützt worden und verarmt. Das Gmünder Spital scheint dagegen lange Zeit geschont worden zu sein, und das Lindauer Heilig-Geist-Spital konnte sich sogar bis in den 30jährigen Krieg hinein von jeder Besteuerung freihalten; auch dann wurde es nur mit einer Vermögenssteuer von 0,05% belastet. Einer inneren Gefahr aber sind nur wenige Spitäl entgangen; sie wurden Pfründnerheime nicht für die armen, sondern oft gerade für die reichsten Bürger, denn diese erkaufte sich um hohe Summen für ihren Lebensabend eine sogenannte Herrenpfründe und haben damit die Einheitlichkeit der Spitalbelegschaft, die sich nun sehr häufig in obere, mittlere, untere oder arme Pfründner distanzierte, empfindlich gestört. Dieser Zustand hat viel zur Schwächung und Unordnung beigetragen. Wo aber innere Mißwirtschaft und äußere Ausbeutung die spitalischen Besitzverhältnisse nicht schon zuvor zerrüttet hatten, da haben die revolutionären Umwälzungen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts radikal durchgegriffen. Mit der reichsstädtischen Herrlichkeit verschwanden auch die spitalischen Grundherrschaften, und die Spitäl wurden im Laufe weniger Jahrzehnte zu einfachen Armenanstalten, Altersheimen und Krankenhäusern, mit deren Kapitalien Inflation und Währungsreform aufgeräumt haben. Viele der einstigen Spitäl sind untergegangen; manche aber dienen noch heute, treu einer jahrhundertealten Tradition, der Wohlfahrtspflege, als bescheidenere Nachkommen einer Zeit, in der neben Kirche, Stift und Kloster auch das Spital eine entscheidende Rolle im Leben unserer Städte gespielt hat.



Die große Gabler-Orgel in Ochsenhausen Aufn.: H. Baumgärtner

Der oberschwäbische Orgelbaumeister Joseph Gabler

Von Walter Supper

Zweier Meister der Orgel gedachte man im vorigen Jahr: Des einen, weltberühmt durch seine Kompositionen, die vermöge des Druckes aller Welt bekannt sind – Johann Sebastian Bach; des andern, dessen Orgelbauten örtlich gebunden sind, die aber jahraus jahrein jene stille Gemeinde der Klangsuchenden zu sich ziehen, die diese Klänge in sich aufnehmen, um „klangberührten Herzens“ von dannen zu gehen, und dem Freunde Kunde geben vom Erlebnis jener Stunden oder gar nur Minuten, die eine versunkene Klangwelt in die Gegenwart gerufen haben. Sie ist eine kleine, stille Gemeinde, die Gemeinde Joseph Gablers, und geht ihre Wege abseits der lärmenden Straße – so, wie auch die schönen Klöster weitab von allem Lauten und Lärmenden liegen.

Unser Meister ist gebürtiger Ochsenhauser; als Sohn des Zimmermanns Johann Gabler und der Anna geb.

Schmidt, die beide von Betzingau bei Kempten einwanderten, am 6. Juli 1700 geboren. Die Abtechronik von Ochsenhausen berichtet, daß Joseph Gabler das Zimmermanns- bzw. Schreinerhandwerk erlernt, in Mainz dann die Orgelbaukunst dazugelernt habe. Den Forschungen von Dr. Adam Gottron aus Mainz ist es zu verdanken, daß wir heute über Gablers Lehrjahre zuverlässig unterrichtet sind. Er lernte dort bei dem Zimmermeister Johann Eberhard Ziegenhorn. Zum Orgelbau kam er dadurch, daß die Grundstücke Ziegenhorns und des damals in Mainz wirkenden Orgelbauers Hans Jakob Dahm aneinandergränzten und Gabler somit Gelegenheit hatte, sich mit der Kunst des Orgelbaues vertraut zu machen, indem er wohl wechselweise in beiden Anwesen, dem Dahmschen und dem Ziegenhornschen, sich aufhielt.

Es wird Gabler nachgerühmt, daß er einen ausgesprochenen Sinn für technische und künstlerische Dinge hatte. Wen mag es da noch wundern, wenn er sich dem Orgelbau widmete, diesem eigenartigen Zweige des Kunsthandwerks, in welchem Kunst und Technik eine Vereinigung wie selten feiern?

Gabler hielt sich von seinem 19. Lebensjahre an in Mainz auf. Im Jahre 1727 bewarb er sich um die Stelle des Domkapitel-Orgelbauers, die durch Dahms Tod freigeworden war. Gabler hatte jedoch noch zu wenig Orgelbaupraxis aufzuweisen, so daß der Orgelbauer Johann Kohlhaas aus Kiedrich ihm vorgezogen wurde. Die Werkstatt des 1726 verstorbenen Ziegenhorn führte Gabler vermutlich weiter und heiratete am 7. Februar 1729 die Witwe seines verstorbenen Meisters, Agnes geb. Hiller. Ihre Eheschließung mit Ziegenhorn hatte am 28. April 1721 stattgefunden. Wir dürfen also annehmen, daß Gabler eine etwa gleichaltrige Lebensgenossin gefunden hat.

Was hatte sich in Ochsenhausen in der Zeit der Abwesenheit Gablers vollzogen? Das mittelalterliche Reichsgotteshaus war von dem (viel zu wenig bekannten) Baumeister Christian Wiedenmann barockisiert worden. Um 1729 hatte er seine edel durchgeformte Westfassade – eine der vornehmsten im oberschwäbischen Landschaftsraume – hochgeführt, und die meisterhaft umgewandelte Kirche war nun soweit, daß sie ausgestattet werden konnte.

Joseph Gabler erhielt nach einigem Hin und Her den Auftrag, für seine Heimatkirche die Orgel zu bauen. Die Akten berichten von einem Umbau einer älteren Orgel; die Forschungen am Werke selbst aber ergaben, daß das, was Gabler hier errichtete, als Neubau angesprochen werden darf. Vielleicht hat er einige ältere Register übernommen. Bei der Einordnung der Orgel in den Raum kamen ihm seine Fertigkeiten als

Schreiner wohl zustatten. Daß er ein erstklassiger Gehäusebauer war, wird ihm auch von seinem späteren Gegenspieler Anselm Wüntsch von Weingarten zugestanden.

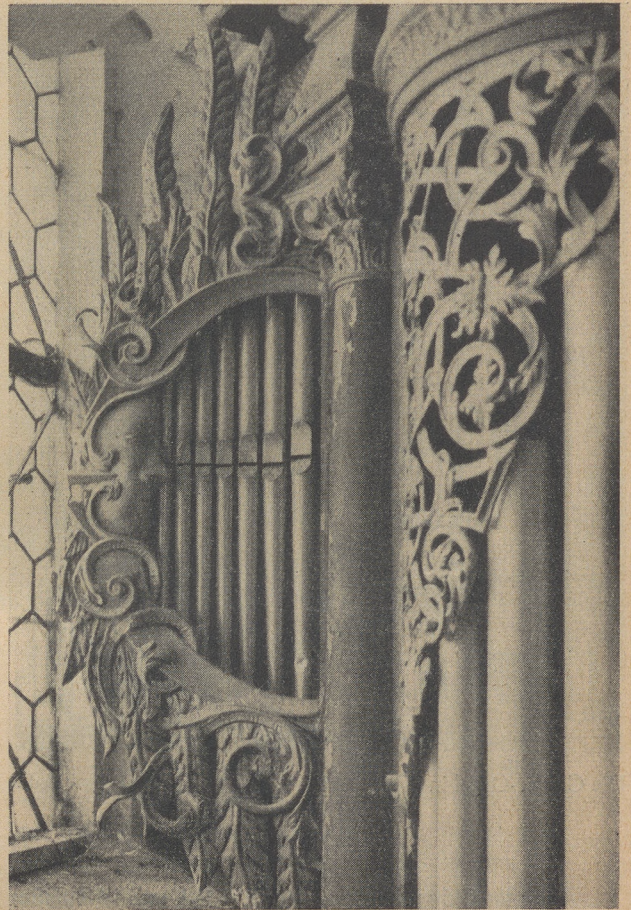
Gabler erkannte, daß dem lichtbeanspruchenden Ochsenhausener Kirchenraume keine Helligkeit durch das Verstellen des Westfensters mit einem Orgelkasten genommen werden dürfe. Deshalb zerlegte er sein Hauptorgelgebäude in zwei Hälften – je links und rechts vom großen Westfenster – und faßte beide Orgelteile durch das Kronwerk zusammen und brachte in der Brüstung der Orgelempore das kleine Orgelpositiv unter. Diese seine „Erfindung“ des Kronwerks mit den zerlegten Orgelteilen und freibleibendem Westfenster hat im gesamten Oberschwaben Schule gemacht. Denken wir an die Orgeln des Johann Holzhay von Rot an der Rot, Obermarchtal oder Weißenau.

In Weingarten – die Orgel, die 1737 begonnen wurde und die er am 24. Juni 1750 dem Gebrauche übergab – löste er das Gehäuse zugunsten der Lichtführung noch weiter auf: sechs Fenster können dem Raume ungehindert ihr Licht spenden, und die die Fenster umschließende Orgel ist ein Klanggebäude geworden, das tönende Architektur ist.

Auf einem zweiten Gebiete wirkte Gabler richtungweisend: das ist der freistehende Orgelspieltisch. In Ochsenhausen baute er zwar zuerst den bis dahin üblichen, zur Orgel hingewandten Spielschrank. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts drehte er den Spielschrank jedoch um und bänkte ihn auf. Aus dieser Zeit stammen die elegant geschwungenen Stufen, die zum Spieltische führen, und der durch diese Aufbockung dem Spieler freien Blick zum Altare ermöglicht, eine Forderung der damaligen Zeit.

So wie Gabler seine Orgelgehäuse als Fortsetzung der Raumarchitektur gestaltet hat, so suchte er nun auch in klanglicher Hinsicht eine Entsprechung zur Monumentalarchitektur der oberschwäbischen Kirchenräume zu finden. Er ist in unserem Landschaftsraume der erste, der den klanglichen Monumentalstil hervorbrachte.

Über Mainz und Kiedrich – wo die älteste deutsche Orgel steht – kam er mit dem dortigen Orgelklangstil in Berührung. Im Norden hatte ein Arp Schnitger bereits um 1700 den monumentalen Orgelstil kultiviert, in Thüringen und Sachsen waren es die Silbermänner. Aber Schwaben kannte bis dahin nur die kleinere bis mittelgroße Orgel, die mit ihrer Registerzahl kaum über 20–25 Stimmen ging. Für Ochsenhausen sah Gabler 49 Register vor und baute diese auch, für Weingarten 64. Er sprengte den engen Rahmen, geht ins große und bezieht alle Klangmöglich-

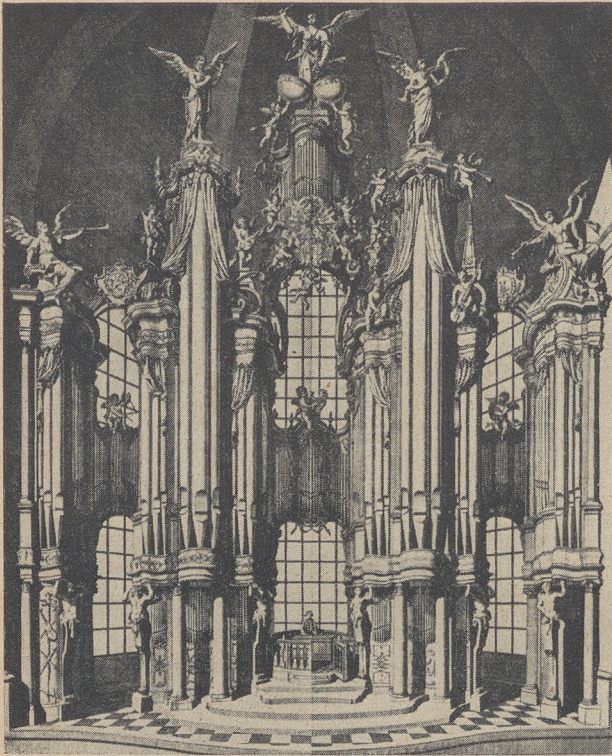


Ausschnitt aus dem Orgelprospekt von Ochsenhausen

Aufn.: V. Fuchs

keiten ein. Er gestaltet den Klang malerisch, spintisiert und sinniert über die Erschließung neuer Klangräume und will auf diese Weise in Klangfarben widerspiegeln, was die Räume mit der Umfassung aller Möglichkeiten der bildenden Kunst *auch* tun: das malerische Gesamtkunstwerk erstehen lassen. Der farbige Wert seiner Orgeln liegt auf einer anderen Ebene als der der norddeutschen Orgel.

Gabler geht seine eigenen Wege – was ihm neben großer Anhängerschaft auch eine heftige Gegnerschaft einträgt. Der offenbar etwas weltfremde Erfinderkopf, der in Ochsenhausen mit Ruhm und Glanz abgeschlossen hatte, erlitt in geschäftlicher Hinsicht beim Bau der großen Münsterorgel von Weingarten Schiffbruch. Der um 1737 begonnene Bau dieser Orgel zieht sich durch Jahre hin; dreizehn lange Jahre baute der Meister mit seinen Gesellen. Die äußeren Umstände, aber auch seine Weltungewandtheit zwangen Gabler, den Bau der Orgel zu unterbrechen. Er erhält harte Vorwürfe; trotz der Einsprache des Ab-



Die Gabler-Orgel in Weingarten

Aus Dom Bedos

tes von Ochsenhausen, mit dem ihn auf Grund des wohlgeglückten dortigen Orgelbaues ein inniges Freundschaftsverhältnis verband, kam es in Weingarten zu Zwischenfällen ernstlicher Art.

Durch den lange sich hinziehenden Bau der Weingarter Orgel wurde Gabler hart bedrängt. Termine wurden vorgeschrieben und von ihm sogar die Stellung einer Kautio bis zur Vollendung der Orgel verlangt. Schlimm war dabei, daß das Vermögen der Gattin Gablers in rückbürgschaftliche Verschreibung einbezogen wurde.

Gablers Antwort vom 27. Juni 1745 wissen wir. „Daß mein Hausfrau sich auch sollte verschreiben, (habe) ich anfänglich vor ein Gespaß angesehen und geglaubt, die Intention (Absicht) wäre, mein Haus-Creitz künftighin damit zu vexieren.“ Er habe aber dann gemerkt, daß die Sache doch ernst sei. „Die Gesichter wird sich mein Herr Gevatter schon einbilden können“, die die Frau gemacht habe, als sie das hörte. Er wolle „lieber aus dem Lande gehen, als solche Gesichter sehen und Ton hören, dann ich mir vorhinein die Rechnung machen konnte wegen täglich Sausen und Brausen der Pfeifen: auch (noch) Surren und Murren des nächtlichen Echo . . .“ In einer Nach-

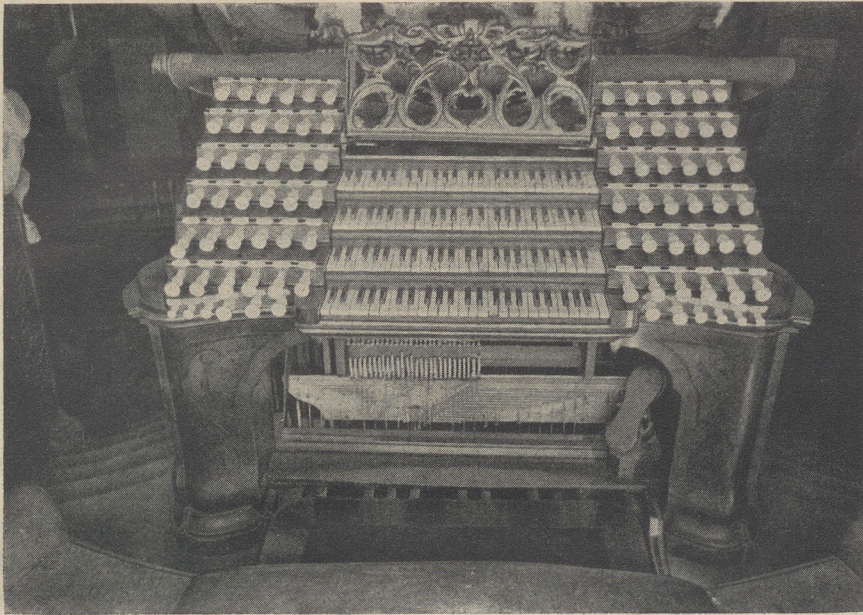
schrift teilt Gabler dem Herrn Gevatter mit, und zwar wortgetreu, was seine Frau über den Doktor geäußert habe, der diese Verschreibung „auf die Bahn“ gebracht hat: „Das heißt mir Ehr angetan, botz sacre und Pestilenz, ich hab den Deibel davon, behüth mich Gott vor einer solchen (saumäßigen?) Verschreibung, ist mir mein lebtag nichts dergleichen zugemutet worden, bedank mich der Ehr und guette Meinung. Demjenig jung Fuxschwänzer, der solches jetzt erst auf die Bahn gebracht, verschreib sie sich nicht lebenslänglich, sondern (erst?) nach dem Tott zu einer Sackpfeiffen, als (er) dann nach belieben (darauf) zu blasen oder pfeifen (können?) . . .“

Gabler hat 1750 Weingarten als finanziell ruinierter Mann verlassen. Von 1750 bis 1753 führte er die schon erwähnte Orgelumstellung von Ochsenhausen durch, baut in den folgenden Jahren die Chororgel von Zwiefalten, die Hauptorgel von Friedrichshafen (damals Hofen – heutige Schloßkirche), die Orgel von Maria Steinbach, sonstige Orgeln, Spinette und Clavichorde in Memmingen u. a. m. Ravensburg wurde hernach der Ort seines Aufenthalts, wo er zwei Orgeln umbaute – auch hier überschreitet er – wie in Weingarten und Memmingen – die Bauzeit. Aber die umgebauten Orgeln wurden als tadellos bei der Überprüfung befunden.

Von 1768 an baute Gabler in Bregenz, muß aber seiner stark angeschlagenen Gesundheit wegen den Orgelbau weithin seinen Gesellen überlassen. Am 8. November 1771 ward er vom Schlagfluß ereilt. Die Legende sagt, daß die Gesellen den toten Meister aus der Orgel getragen haben.

Ein mühevolltes Leben hatte sich vollendet. Nach Aussagen seiner Zeitgenossen – selbst solcher, die in seiner Gegnerschaft standen – war Gabler ein gütiger, stiller Mensch, sei lenkbar gewesen „wie ein Schaf“. Von seiner Frau heißt es, sie sei fromm und gescheit gewesen. Gabler selbst gehörte zu den Stillen, die in Ruhe arbeiten wollten, zu den Träumern und Sinnern. Dabei hatte er aber auch – er müßte kein Schwabe gewesen sein – einen feinen Humor. Viele seiner Briefe beweisen dies. Gespannte Situationen tut der friedliebende Mann mit einem heiteren Wort beiseite – soweit es ging. Seine Bittschriften anlässlich seines wirtschaftlichen Ruins sind vornehm zurückhaltend, wenn auch etwas von der bitteren Not, in der er und die Seinen leben mußten, daraus zu erspüren ist.

Sein fröhliches Herz aber – vermischt mit einem kleinen Schalk – hat ihn allerlei Köstliches bauen heißen. Man denke an den Kuckuck und die Nachtigall in der Weingarter Orgel – oder an das kuckuckrufende



Spieltisch der Hauptorgel in Weingarten

Aufnahme: H. Batmgärtner

Ochslein von Ochsenhausen. Solche Dinge liebte er – neben dem Monumentalklange der Orgel.

Was von Gablers Orgeln heute noch erhalten ist, ist die schöne Ochsenhausener Orgel, wohl seine beste. Sodann steht die Weingarter Münsterorgel in alter Pracht da. Außerdem ist noch die kleinere Orgel von Maria Steinbach bei Memmingen erhalten. Allen diesen Orgeln war in den letzten Jahrzehnten eine glückliche Instandsetzung beschieden.

Gablers Orgeln stehen im katholischen Landschaftsraum, in den Monumentalkirchen der großen Barockbaumeister, die dem in der Kirche leibhaft wohnenden Christkönig die königliche Halle mit all ihnen zu Gebote stehenden Gestaltungsmitteln der Kunst gebaut

haben. Für diese Räume sind diese Orgeln geschaffen. Der Protestantismus, der Christus nicht realgegenwärtig in der Kirche hat, kann sich deshalb in seiner künstlerischen Auswirkung nicht derart greifbar dokumentieren wie der Barock des Südens. Darum wirkt sich der kirchliche Barock des Nordens mehr auf dem unstofflichen Gebiete der Musik aus. Und so sehen wir, wie richtig es ist, wenn wir sagen: „Was die barocken Baumeister in den katholischen Ländern gebaut haben, hat ein Johann Sebastian Bach in den evangelischen Ländern gesungen.“ Die Orgel aber ist die Zone beider – und an ihrer Gestaltung hat sich Joseph Gabler ein bleibendes Verdienst erworben. Seiner „Königin Orgel“ gelten die Worte:

Du bist erhoben
 In der Himmel höchsten
 Aus dem Du Deine
 Schallende Stimme
 Zu uns erhebst.
 Königin nennst Dich
 Das Menschengeschlecht.
 Hoch ob allem,
 Was klingendes Leben
 Uns ist, stehst Du,
 Greifend zum Höchsten
 Und Tiefsten, und so
 Seiend ein Gleichnis
 Aller der Welt.

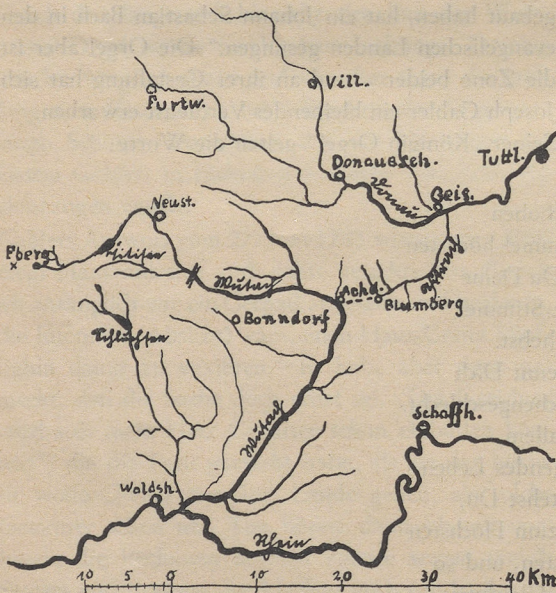
Das Wutachtal im Schwarzwald in höchster Gefahr

Von Hans Schwenkel

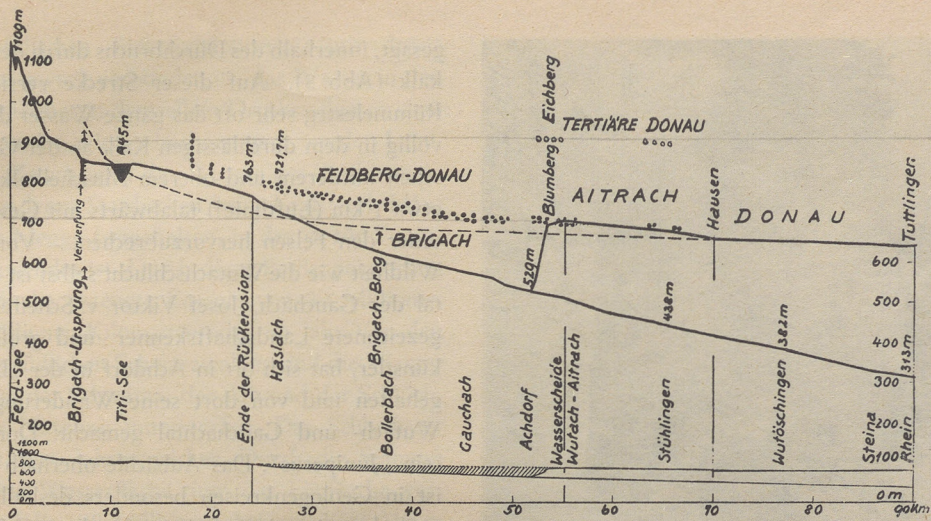
Die Wutach im südlichen Schwarzwald entspringt an der Ostseite des Feldbergs. Die Quellbäche der dortigen Karnische werden im Feldsee gesammelt. Sein Abfluß heißt bis zum Titisee Seebach, der Abfluß des Titisees läuft als Gutach in einem verhältnismäßig weiten und flachen Tal an Neustadt vorbei. Bezeichnenderweise nimmt sie erst nach der Haslachmündung den neuen Namen Wutach an. Sie reißt sich von da an offenkundig innerhalb ihres eigenen Tales in eine enge Schlucht ein. Diese vertieft sich rasch, ist von ungewöhnlich steilen Talwänden begleitet und schneidet als gewaltige grabenartige Furche die sonst weich ausgerundete Hochflächenlandschaft am Ostrand des Schwarzwaldes mit großem Gefälle in West-Ost-Richtung quer durch. Bei Achdorf biegt der Fluß überraschend in einem rechten Winkel südwärts gegen den Rhein ab, in den er dann oberhalb Waldshut einmündet (Abb. 1). Zwischen Achdorf und Rhein fließt die Wutach in Süd-Südwest-Richtung den Ausläufern der Schwäbischen Alb (zunächst Randen genannt), die sich bis nach der Schweiz hinziehen, parallel. In der Schlucht von Kappel bis Achdorf durchbricht die Wutach den Granit des Grundgebirges, den wenig mächtigen Buntsandstein, sodann den Keuper, den Muschelkalk, den Schwarzen und den Braunen Jura, um dann südlich Achdorf nach Überschreitung einer

Verwerfung nochmals in den hier wesentlich höher gelegenen Muschelkalk einzutreten, in dem sie fast bis zur Mündung verbleibt. Ostwärts steigen über den Muschelkalkschichten nochmals die Sedimente des Keupers und des ganzen Jura in Stufen bis zum Schaffhausener Jura auf, während gegen Westen die Muschelkalk-Hochfläche langsam gegen das Grundgebirge ansteigt. Auf dieser Hochfläche liegt z. B. Bonndorf. Es fällt auf, daß die obere Wutach, obwohl sie starkes Gefälle hat, die Sedimente vom Buntsandstein bis zum Braunen Jura durchschneidet, also mit dem Fallen nicht in tiefere, sondern in höhere geologische Schichten hineinfließt. Dies kann nur aus der Lagerung dieser Schichten verstanden werden. Der Schwarzwald ist bekanntlich im Zusammenhang mit der Alpenfaltung in die Höhe gepreßt worden. Dabei hat er die ihm auflagernden Sedimente mit in die Höhe genommen und sie randlich heraufgebogen, so daß sie ostwärts in der Richtung auf die Alb einfallen. So kam die Merkwürdigkeit zustande, daß der Feldberg aus Granit und Gneis heute um 500 m höher ist als die höchsten Berge der Schwäbischen Alb.

Wer die Landschaft am Ostrande des südlichen Schwarzwaldes, etwa von den Aussichtspunkten des Randen oder der Hochflächen zu beiden Seiten der Wutachschlucht betrachtet, erkennt sofort, daß das Wutachtal innerhalb einer alten flachen Abtragungslandschaft einen jüngeren Eindringling darstellt, der zu dieser alten Hochflächenlandschaft in denkbar größtem Gegensatz steht. Schaut man über die Landschaft hinweg, so verschwindet die Wutachschlucht dem Auge. Wandert man auf sie zu, so steht man plötzlich an einer scharfen Kante, von der die Hänge der Wutach in die Tiefe stürzen. Es handelt sich dabei um Höhenunterschiede bis zu 170 m und 180 m. Zu beiden Seiten der Wutachschlucht liegen auf der Höhe Schwarzwald-Schotter, die nur die einstige Wutach vom Feldberggebiet herüberbefördert haben kann. Die Auflagerungsfläche dieser Schotter ist alter Talboden der Ur-Wutach, dessen Gefällskurve sich unmittelbar in Schottern des Aitrachtals bei Blumberg und zum Donautal bei Hausen unterhalb Geisingen fortsetzte (Abb. 2). Den sichtbaren Beweis dafür bilden die Schwarzwald-Schotter aus Granit, Porphyry, Quarz und Buntstandstein, die im Aitrachtal mitten im Jura zu finden sind, obwohl heute die Aitrach mit dem Schwarzwald keinerlei Verbindung mehr hat. Ihr breites Tal erscheint auch oberhalb Blumberg wie mit dem Messer quer abgeschnitten. Wenn man dem Laien diese Verhältnisse an Ort und Stelle zeigt, so kann man ihn ohne weiteres davon überzeugen, daß ursprünglich ein Fluß mit demselben landschaftlichen



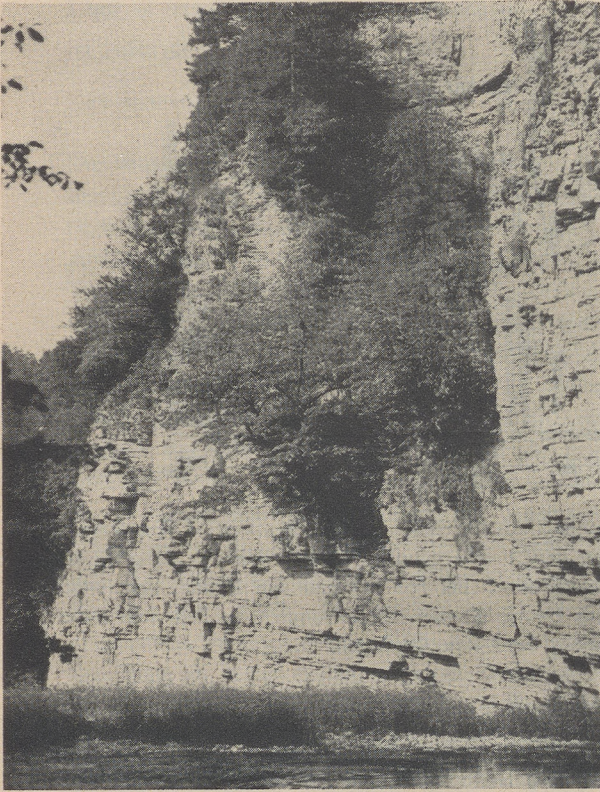
1. Die Wutach und ihre einstigen Beziehungen zur Donau



2. Gefällskurven von Wutach-Aitrach-Donau. Oben 40fach, unten 5fach überhöht. Unten schraffiert = Ausräumung seit der Abzäpfung; oben Ringe = alte hochgelegene Schotter der „Feldbergdonau“; dicke Punkte = jungdiluviale „Donauschotter“. Man beachte das Ende der rückschreitenden Erosion (bei 763 m) und den Einfluß der jungen Bewegungen an einer Verwerfung auf die Gefällskurve. – Aus Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, 2. Auflage, Verlag Hohenlohesche Buchhandlung Ferd. Rau, Öhringen.

Charakter, den etwa Brigach und Brege in ihrem Oberlauf haben, sich vom Schwarzwald bis zur Donau erstreckt hat. Dieses Gutach-Wutach-Aitrach-Tal war nichts anderes als der weitaus wasserreichere Oberlauf der Ur-Donau selbst, demgegenüber die heutige Donau, von Brigach und Brege gespeist, nur ein Nebenfluß war. Tatsächlich ist es gelungen, nachzuweisen, daß zur Würmeiszeit die Schmelzwasser des Feldberg-Gletschers noch zur Donau geflossen sind. Die gut erhaltenen Moränenwälle unterhalb Neustadt haben unmittelbaren Anschluß an die Flußgerölle der damaligen Feldberg-Donau, die sich bis in das heutige Aitrachtal fortsetzt. Dies war nach Berechnungen der Geologen ungefähr vor 70 000 Jahren der Fall. Zu jener Zeit hatte sich von dem sehr tief gelegenen Rheintal aus, dessen Höhenlage durch den Einbruch des Bodensee-Beckens einerseits und den Grabenbruch des Rheintals zwischen Basel und Mainz andererseits bestimmt ist – die Einmündung der heutigen Wutach liegt bei 313 m –, ein Nebenfluß des Rheins entwickelt, der sich rückwärts in der Richtung Nord-Nordost zwischen Alb und Schwarzwald tief einsägte und immer weiter nach Norden ausgriff, so daß er schließlich mit seiner Spitze der einstigen Feldberg-Donau in die Flanke fiel und sie im Gebiet des heutigen Achdorf erreichte, so daß nunmehr das ganze Wasser dieser Feldberg-Donau zum Rhein umgeleitet und der Donau entzogen wurde (Abb. 1). Nach Georg Wagner handelt es sich um eine durch-

schnittliche Wassermenge von 10 cbm/s. Die Anzapfstelle lag damals 170 m höher als das Wutachknief bei Achdorf heute liegt. Diese gewaltigen Wassermassen stürzten nun von einer Höhe von etwa 710 m auf einer Strecke von rund 32 km Luftlinie fast geradlinig nach dem Rhein, also mit einem Höhenunterschied von rund 400 m und mit einem Gefälle von durchschnittlich 1,3%. Es leuchtet ein, daß dabei in dieser Landschaft eine ungewöhnlich rasche und gewaltige Abtragungsarbeit geleistet wurde. Die Folge davon war eine schnelle Eintiefung des bisherigen Wutachtals von Achdorf zum Rhein und gleichzeitig eine rückwärts schreitende Austiefung der alten Feldberg-Donau (Abb. 2). Diese rheinwärts gerichtete Entwässerung hat, wie oben schon erwähnt, heute innerhalb des alten Tals bis über Kappel hinauf gewirkt, wo das Gefälle der Gutach plötzlich stark zunimmt und die berühmte Wutachschlucht beginnt, deren Sohle also bei Achdorf 170 m tiefer liegt als das Aitrachtal (der Talboden der einstigen Feldberg-Donau) bei Blumberg. Nach Georg Wagner hat die Wutach allein in der Wutachschlucht in einem geologisch verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 70 000 Jahren 2 cbkm Gestein fortgeführt, also 2000 Millionen cbm = 5400 Millionen Tonnen Gestein, macht durchschnittlich 77 000 t jährlich. Am Anfang der Eintiefung der Schlucht erfolgte die Ausräumung verhältnismäßig rasch, da sie zunächst in dem sehr mächtigen weichen Braunjura



3. Eine 60 m hohe Wand des oberen Muschelkalks im Wutachtal über der Versickerungsstelle.

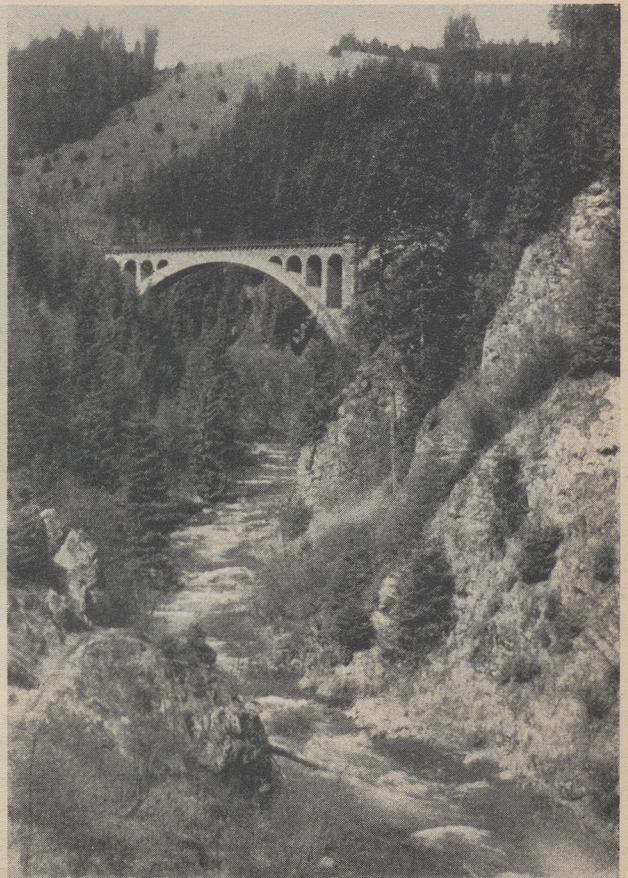
(Opalinuston) vor sich ging. Auch der tonreiche Lias und Keuper leisteten wenig Widerstand. Erst als der Hauptmuschelkalk von der Rückerosion erreicht war, muß die Abtragung langsamer vor sich gegangen sein. Der Gesteinsunterschied prägt sich in den Landschaftsformen ganz besonders scharf aus, da im Muschelkalk infolge der kurzen Zeit der Ausräumung eine Abschrägung der Talwände bis heute nicht erfolgte und senkrechte Felswände stehen geblieben (Abb. 3). Oberhalb der Muschelkalkgrenze greift die Schlucht sehr rasch in das Grundgebirge aus Granit, Porphyry usw. über, wo das Einschneiden ebenfalls gewaltsam erfolgt sein muß (Abb. 4 u. 5).

Wer die Wutachschlucht besuchen will, steigt am besten auf der Bahnstrecke Donaueschingen-Neustadt am Haltepunkt Kappel unterhalb Neustadt aus und wandert talabwärts bis Achdorf. Auf der Strecke von Bad Boll bis zur Gauchachmündung führt der sog. Ludwig-Neumann-Weg hoch oben am Hang über gewaltigen Felswänden durch die Schlucht. Bei geringerer Wasserführung kann man auch weite Strecken in der Schlucht selbst wandern. Die größte Wildheit mit hohen Felswänden zeigt sich, wie schon

gesagt, innerhalb des Durchbruchs durch den Muschelkalk (Abb. 3). Auf dieser Strecke versickert beim Rümmelesteg sehr oft das ganze Wasser der Wutach völlig in dem durchlässigen Kalk an der Grenze zwischen mittlerem und oberem Muschelkalk, um dann etwa 1 km (Luftlinie!) talabwärts mit Gewalt wieder unter den Felsen hervorzubrechen. – Von ähnlicher Wildheit wie die Wutachschlucht selbst ist das Seitental der Gauchach. Josef Viktor v. Scheffel, der ausgezeichnete Landschaftskenner und große Lebenskünstler, hat sich oft in Achdorf in der „Linde“ aufgehalten und von dort seine Wanderungen in das Wutach- und Gauchachtal gemacht. Dort entstand sein „Juniperus“. Das Aubächle oberhalb Aselfingen ist in Geologenkreisen besonders deshalb berühmt, weil dort in einer fast senkrechten Felswand der ganze Schwarze Jura angeschnitten ist, so daß man die einzelnen Schichten mit ihren bezeichnenden Versteinerungen übereinander sehen kann. Auch zum Sammeln von Fossilien im Braunen Jura gibt es in der Gegend viele berühmte Gelegenheiten. Landschaftlich ist die Gauchachschlucht eine Wiederholung der Wutachklamm in kleinerem Maßstab. Man sieht auf mächtigen Muschelkalkfelsen den auflagernden Keuper aus Mergel und Sandstein. Welche Gewalt die Wutach- und Gauchachwasser entwickeln können, geht daraus hervor, daß die im Tal gebauten Mühlen, Brücken und Stege durch die Hochwasser des öfteren weggerissen worden sind. Das Wutachtal kann man auch von Reiseltingen aus besuchen oder von Döggingen durch die Gauchachschlucht wandern oder bei Blumberg die Bahn verlassen und nach Achdorf hinuntersteigen. Das rasche Einschneiden der Wutach in das Gestein hat zur Folge, daß an vielen Stellen große Rutschungen auftreten, die oft den Umfang von regelrechten Bergstürzen annehmen. Diese einzigartige Landschaft ist nun durch das Schluchseewerk in Gefahr, das die Wasserkräfte des südlichen Schwarzwaldes zusammenfassen will (Abb. 6). Der Schluchsee ist durch eine Staumauer um 30 m aufgestaut worden und kann bis zu 42 m abgesenkt werden, so daß die Wasserfläche des Speichers auf ein Siebtel zusammenschrumpft und also sechs Siebtel als schmutzige Schlammstreifen bloßliegen. So also ist diese einzigartige Schwarzwaldlandschaft zugerichtet worden. Es wird bereits Wasser in dieses Speicherbecken vom Feldseegebiet und vom oberen Haslachtal übergeleitet. Bei Häusern im Schwarztal östlich von St. Blasien liegt das erste große Kraftwerk, dem das Wasser vom Schluchsee erst in einem Stollen und dann in Rohren zugeleitet wird, von wo aber auch mit billigem Nachtstrom der Rhei-

nisch-Westfälischen Elektrizitätswerke, mit denen das Schluchseewerk verbunden ist, das Wasser in den Schluchseespeicher in demselben Druckstollen, in dem es gekommen ist, wieder hochgepumpt werden kann. Zu diesem Zweck wird das Wasser der Turbinen in einem besonderen Staubecken beim Kraftwerk Häusern in der Menge festgehalten, in der es für Pumpzwecke notwendig ist. Durch diese Pumpspeicherung steigert sich die erzeugte Energie von 39 Millionen auf 140 Millionen Kilowattstunden im Jahr. Von den Flüssen des südlichen Schwarzwaldes sind die Wasser der Mettma, der Schwarza, der Alb und der Schlücht bereits der Nutzung unterworfen. Das Schluchseebecken ist ein Jahresspeicher. Durch die Stauung wurde seine Wasserfläche um das Fünffache vergrößert; er faßt 108 Millionen cbm und liegt 930 m ü. M. Das Gefälle von Schluchsee bis Waldshut beträgt auf 20 km Entfernung 620 m. Das Wasser wird dreimal hintereinander genutzt.

Das zweite große Kraftwerk liegt bei Witznau im Schlüchtal. Beträgt das nutzbare Gefälle von Schluchsee nach Häusern 210 m, so das von Schluchsee nach Witznau 250 m. Das dritte Werk liegt bei Waldshut. Von Witznau nach Waldshut beträgt das Gefälle 160 m. Dem Speicherbecken von Witznau wird das Wasser der Alb und der Mettma, das jeweils in besonderen Becken aufgefangen wird, zugeleitet. Auch vom Kraftwerk Witznau kann das Wasser nach Häusern hochgepumpt werden. Die Energiemenge beträgt für Witznau 200 Millionen Kilowattstunden im Jahr. Mit Pumpstrom soll die Leistung ebenfalls wesentlich erhöht werden bis zu einer jährlichen Erzeugung von 370 Millionen Kilowattstunden. Voraussetzung dafür ist aber die Beileitung aus dem projektierten Becken im Wutachtal und aus dem westlich der Alb gelegenen Murgtal. In Abb. 6 ist zu sehen, wie diese Beileitung erfolgen soll. Auch in dem dritten Werk Waldshut wird in derselben Weise, wie bei den zwei anderen Werken, verfahren. Nach völliger Durchführung des Gesamtplans sollen im Jahr 730 Millionen Kilowattstunden erzeugt werden, und zwar durch Turbinenbetrieb 440 Millionen Kilowattstunden und durch Pumpbetrieb 290 Millionen Kilowattstunden. Die Ausmaße für die Druckstollen sind bereits so gewählt, als ob die Zuleitung des Wutachwassers gesichert wäre. Der Durchmesser des Druckstollens zwischen Witznau und Waldshut beträgt 6 m. Stellenweise ist der Stollen mit einer Stahlummantelung versehen. Nach Fertigstellung des Werkes wird von Waldshut Rheinwasser abgeschöpft und in 3 Stufen bis zum Schluchsee hochgepumpt, wodurch die Landschaft nicht geschädigt wird.



4. Der Anfang der Wutachschlucht im Urgestein unterhalb der Gutachbrücke bei Kappel. Die beabsichtigte Staumauer unterhalb der Haslacheinmündung würde eine Aufstauung des Wassers bis 4 m unter dem Gewölbescheitel der Brücke bewirken.

Aus dieser Schilderung ergibt sich, welche Gefahr für das Wutachtal besteht, wenn das Wasser in einem Staubecken unterhalb der Haslacheinmündung aufgefangen und dann in das Staubecken Witznau übergeleitet wird. Es fehlt dann dem Wutachtal der Hauptzufluß und damit der Wutach ihre schuttbefördernde und schaffende Kraft, die Natürlichkeit der Wasserverhältnisse und damit der wesentliche Faktor der Schönheit dieser Landschaft. Wir stehen also vor der großen Entscheidung, ob die Wutachlandschaft ins Mark getroffen werden soll zugunsten einer Erhöhung der Energieerzeugung im Rahmen der Schluchseewerke, die ohnehin schon die landschaftliche Schönheit des südlichen Schwarzwaldes aufs schwerste geschädigt und bis zum äußersten gehende Zugeständnisse in der Ausnutzung der Wasserkräfte erreicht haben.

Die Wutach- und Gauchachschlucht sind auf Grund



5. Die Wutach bei Kappel im Grundgebirge bei $3\frac{1}{2}$ cbm Wasserführung in der Sekunde.

des Reichsnaturschutzgesetzes am 12. August 1939 von der Obersten Naturschutzbehörde als Naturschutzgebiet in das Reichsnaturschutzbuch eingetragen worden. Der Schutz besteht bis heute zu Recht. Die Eintragung in das Naturschutzbuch ist unter peinlichster Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften und nach überaus sorgfältiger Prüfung mit Zustimmung aller beteiligten Behörden im öffentlichen Interesse, besonders aber im Interesse der wissenschaftlichen Forschung und der Erhaltung eines einzigartigen Naturdenkmals erfolgt.

Es gibt in ganz Südwestdeutschland kein Tal von so urtümlichem Gesamtcharakter, von so seltsamer Entstehung, deren Verlauf man in Zahlen nachrechnen kann. Dieser Einblick in das Schaffen der Naturkräfte ist einmalig. Schon dadurch erweist sich das Wutachtal als Kleinod der heimischen Landschaft. Es ist geradezu das Lehrbeispiel für die Vorgänge der Auswaschung, der Talgeschichte und des Einbruches rheinischer Erosion in das Flußnetz der oberen Donau, vorgeführt an allen Gesteinsarten mit Versickerungen im Kalk, Bergstürzen und Rutschungen im Ton und Mergel, Bettverlegungen, Wasserstauungen usw. Einzigartig ist auch der Pflanzenreichtum des Gebiets. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß nunmehr fast alle Täler des südlichen Schwarzwaldes trotz ihrer Schönheit und ihres Wertes für den Naturfreund und den Fremdenverkehr der Kraftgewinnung geopfert worden sind oder werden. Dazu kommen

die Folgen der Wasserentnahme für Land- und Forstwirtschaft und die Störungen des Landschaftsbildes durch die technischen Bauten und die Hochspannungsleitungen. Viele Gemeinden sind durch die Schluchsewerke schwer geschädigt. Ist es noch nicht genug? Soll nun auch noch der letzte und höchste Wert der Schwarzwaldtäler ins Mark getroffen werden? Ist es nicht genug, daß der Bezirksrat von Neustadt schon am 2. Juli 1928 dem Schluchsewerk das Recht verliehen hat, den Seebach unterhalb des Feldsees und die obere Haslach in einem Stollen dem Schluchsee zuzuleiten und dadurch der Wutach 30 Millionen cbm Wasser im Jahr zu entziehen. Ganz Deutschland, soweit es nicht rein materialistisch denkt, protestiert mit aller Entschiedenheit gegen weitere Eingriffe in die Wutach.

Wenn die Oberste Naturschutzbehörde in Berlin im März 1943 unter dem Druck der Kriegslage, rüstungswirtschaftlicher und politischer Einflüsse das Zugeständnis zur Errichtung einer Staumauer bei Kappel gemacht hat, so kann das heute nicht mehr maßgebend sein. Schon damals waren alle Kenner des Gebiets absolute Gegner dieser Entscheidung, aber man hörte sie nicht, auch die Reichsstelle für Naturschutz nicht, die hätte gefragt werden müssen. Der Zweck des Schutzes war ja gerade, ein Schwarzwaldtal in seiner Naturhaftigkeit zu erhalten und Eingriffe in seine Wasserführung zu verhindern. Mit der Ausnahme-genehmigung hob die Oberste Naturschutzbehörde

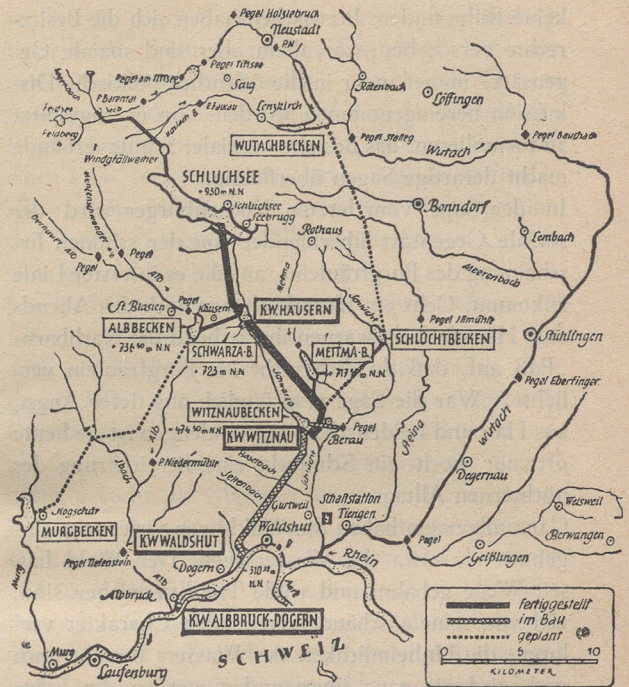
den Sinn des Schutzes selbst auf. Mit Recht hat daher die Höhere Naturschutzbehörde in Freiburg nach 1945 diese Berliner Entscheidung aufgehoben. Und dabei muß es auch bleiben. Hunderttausende fordern es; denn ohne Wasser fehlt dem Tal seine Seele, sein Leben, die schaffende Kraft, welche das Geschehen in Gegenwart und Vergangenheit begreiflich macht. Die Wutach gehört dem deutschen Volk und nicht dem Land Baden oder gar dem Schluchseewerk. Wir haben ein neues Verhältnis zur Heimat und ihren Naturschönheiten gewonnen. So sehr wir bereit sind, der Wirtschaft Zugeständnisse zu machen, so darf sie doch nicht das Letzte, nicht alles verlangen. Die Elektrizitätswirtschaft kann das Wutachwasser entbehren. Ein nationaler Notstand zwingt nicht dazu, das Naturschutzgebiet zu opfern. Wie das Blut zum Leben gehört, so gehört das Wasser zur Wutachschlucht. Nach Abzapfung des Wassers wäre die Wutach nur ein totes Museumsstück, ein Leichnam. Auch für Wirtschaft und Technik muß es Grenzen geben, wenn es sich um einmalige unersetzliche Werte handelt, die dem ganzen deutschen Volk gehören. Die badische Regierung als derzeitiger Treuhänder darf hier nicht versagen, sie würde sonst vor der Zukunft nicht bestehen können.

Sind unsere Sagen lebendiges Erzählgut?

Von Hermann Bausinger

Was vor Jahren in Sagenbüchern gesammelt wurde, braucht heute nicht mehr lebendiges Erzählgut zu sein, denn die Volkssage wächst, blüht und vergeht nach bestimmten Gesetzen, und diese kennen wir noch nicht. Vielleicht mag die Untersuchung eines örtlich beschränkten Gebiets einen brauchbaren Beitrag zur Forschung bieten. Es handelt sich um *Unterkochen*, wenig südlich von Aalen. Unter den für diesen Ort aufgezeichneten Sagen finden wir z. B. einen größeren Sagenkreis um einen der Ritter der Kochenburg, den „Junker Hans“.

Er fährt mit Roß und Wagen von der Kochenburg herab, durch die Mühle, zur Kirche und wieder zurück. Dabei hört man seinen Jagdruf, denn er war ein leidenschaftlicher Jäger und holte seine Grundholden sogar während der heiligen Wandlung aus der Kirche zur Jagd. Einmal, auf dem Heimweg von Jagd und Trunk, fielen ihn drei Burschen an; aber er schlug ihnen die Köpfe blutig. Zur Sühne der Tat ließ er ein Bildstöcklein setzen. Doch er muß noch immer umgehen – und



6. Übersichtsplan über das Schluchseewerk mit der beabsichtigten Überleitung des Wutachwassers zum Kraftwerk Wittznau.

jagt er in den Forsten herum, tut man gut daran, sich hinzuwerfen und ihn ja nicht anzurufen. Aber im Erzählgut sind all diese bunten Einzelzüge verblaßt. Nur die Geschichte vom Überfall auf Junker Hans wird manchmal noch erzählt – (wohl deshalb, weil zwischen Ebnat und Unterkochen ein Stein mit der Jahreszahl 1611 zu sehen ist, ein Indiz, das zur Erklärung herausfordert) – und daneben eine andere Geschichte um die Kochenburg:

Die Tochter des letzten Kochenbursers verliebte sich in einen Unterkochener Bürgersohn und wies alle ihr vom Vater zugeführten Freier ab. Dieser spernte sie ob ihrer Halsstarrigkeit ins Burgverlies, wo sie starb. Noch heute aber kann man dem überaus schönen Burgfräulein bisweilen in den Wäldern rund um die Kochenburg begegnen.

Sonst aber weiß man bloß noch, daß es auf der Kochenburg nicht ganz geheuer ist – oder „sein soll“. Die Erklärung für das Absterben dieses Sagenkreises finden wir, wenn wir nach der Ursache seiner Entstehung fragen. Wir finden sie für den in die Zeit der Hörigkeit zurückweisenden Sagenkreis im sozialen Gegensatz zwischen Grundherr und Grundholden: der Grundherr sollte wenigstens im Tode

keine Ruhe finden. Inzwischen haben sich die Besitzrechte verschoben; vor allem aber sind soziale Gegensätze immer mehr in die öffentlich-politische Diskussion hereingenommen worden. Um es zugespitzt zu formulieren: das Bestehen sozialer Schutzverbände macht derartige Sagen überflüssig.

In der Sage vom letzten Kochenburger wird der soziale Gegensatz überblendet von der schönen Erscheinung des Burgfräuleins, auf die es in erster Linie ankommt. Geht ein Unterkochener noch des Abends aufs Härtsfeld, so warnen ihn lachend die Nachbarn: „Paß auf, daß du dich nicht ins Burgfräulein verliebst!“ War die Sage ursprünglich aus tiefer Angst, aus Haß und Leidenschaft entstanden, so ist sie heute oft nur noch ein Schmuck, eine Bereicherung des nüchternen Alltags.

Ganz allgemein haben die Waldsagen weit mehr eingebüßt als etwa die Wassersagen. Der Wald hat, seit Wege gebahnt und wilde Tiere vertrieben sind, viel von seinem schaudererregenden Charakter verloren; die Unheimlichkeit des Wassers besteht noch und wird nie ganz überwunden werden. Im Fränkischen mit seinen vielen Mooren, Tümpeln und Seen gehen noch immer zahllose Sagen um, die um die stumme Dämonie der Wassergeister kreisen. Auch die Sage vom Wollenloch bei Königsbronn ist weit verbreitet:

Ein Schäfer stieß seine Frau, die ihm wegen seiner Liebschaft lästig war, in den Trichter des Wollenlochs. Aber man kam ihm auf die Spur, als am fast 2 km entfernten Quelloch des Schwarzen Kochers der Schuh der Schäferin auftauchte.

Hier können wir nun auch beobachten, wie es zur Lokalisierung fremder Sagen kommen kann. Während das Wollenloch im Langert liegt, gibt es auf der Höhe des Härtsfeldes, nordöstlich von Unterkochen, einen Bollenloch benannten Erdtrichter. Die Wollenlochsage wird nun von manchen Unterkochenern aufs Bollenloch übertragen, was um so leichter geschehen kann, als am Fuße des Härtsfeldes der andere Kocherquellfluß, der Weiße Kocher, entspringt, und ohnehin von einem unterirdischen See gesprochen wird, der sich dort befinden soll.

Lebendiges Erzählgut sind auch die Sagenschwänke um den Necknamen der Unterkochener, die man „Bärenfänger“ nennt:

1892 entdeckte der Meister Kieshöfer von der Zellstoffabrik im nahen Buchenwald einen Bären und erlegte ihn unter der Mithilfe seiner Holzschäler. Erst zu spät merkte er, daß er des Schäfers zottigen Hund erschlagen hatte.

1927 war beim Kirchbauern eine Bärenreiber-

truppe einquartiert. Der Seitzenschuster prahlte, er könne auch einen Bären zum Tanzen bringen, – und wirklich gelang es ihm, ein Bärenkind mit etwas Milch wegzulocken und in die Stube der Klara Traub zu führen, wo er es an der Kette tanzen ließ.

Sicherlich war hier zuerst der Neckname da; er wurde erst später mit verschiedenen Schwankgeschichten belegt; und diese beiden sehr jungen, dem Anekdotischen nahen Berichte haben einen besonderen Reiz für die Unterkochener. Noch lebt ein Teil der Betroffenen, und gerade in ihren Familien wird dieses Erzählgut bewahrt.

Die Familie ist heute die Gemeinschaft, in der Erzählgut am ehesten noch lebt und weitergegeben wird. Früher umschloß die Erzählgemeinschaft das ganze Dorf. Am ehesten wird die Einschränkung des Gemeinschaftslebens noch überwunden in der Gemeinsamkeit des Glaubens. So sind auch manche Sagen in erster Linie durch ihren religiösen Gehalt lebendig. Daß das Unterkochener Kirchlein ursprünglich im Tal hätte gebaut werden sollen, die Bausteine dann aber immer wieder nachts auf den jetzigen Kirchberg wanderten, weiß in Unterkochen jedes Kind. Nicht nur solche Sagen (es gibt verwandte über die Entstehung der Laudensbacher Bergkirche, der Klöster Ellwangen und Kirchheim/Ries, der Kapelle Mariabuch bei Neresheim usw.) wurden gewiß von geistlicher Seite ausgemalt und verbreitet, sondern auch etwa die Sage vom Wilden Rechenberger:

Dieser ritt vom Zechen heim zu seiner südlich Crailsheim gelegenen Burg. Da verfolgte ihn das Muotisheer und jagte ihm solche Angst ein, daß er nach Ellwangen ritt, sein Hab und Gut dem Kloster vermachte und dessen Stallmeister wurde. Die Bekehrung ist die „Moral“ dieser Sage; und das Moralische bestimmt weitgehend Lebensdauer und auch Veränderung des Erzählgutes.

Ein Blick auf das verwandte Gebiet des Märchens macht dies besonders deutlich. Es ist kein Zufall, daß „Der Meisterdieb“, eines der amüsantesten Märchen der Grimmschen Sammlung, kaum bekannt ist. Dieses Märchen ist einfach nicht moralisch genug. Es ist auch kein Zufall, daß das Märchen vom „Froschkönig“ manchmal so abgewandelt erzählt wird, daß die Prinzessin den Frosch nicht an die Wand wirft, sondern aus Mitleid zu sich ins Bett nimmt, wo er sich prompt in den Prinzen verwandelt – freilich auch eine moralisch bedenkliche Situation.

Auch Sagen, die mit der herrschenden Moral nicht mehr übereinstimmen, wurden verändert oder gingen unter. So sind die in den älteren Sagensammlungen

noch sehr zahlreichen Sagen, in denen Sonntagschänder bestraft werden, heute kaum mehr lebendig. Die Sonntagsarbeit wird nicht mehr so sehr als sündhaft betrachtet.

Das ist eine Einwirkung des technischen Lebens auf das Erzählgut, und es ist nicht die einzige. Von der Entzauberung des Waldes dadurch, daß er urbar gemacht wurde, war schon die Rede. Das elektrische Licht zerstört Zauber und Dämonie der Nacht. Wo Flugzeuggeschwader durch die Lüfte donnern, ist der Zug des Wotansheeres uninteressant geworden. Ältere Leute pflegen die technischen Errungenschaften als Teufelswerk zu betrachten – sie erklären also wie in der Sage das Unerklärliche dadurch, daß sie es einer übermenschlichen, hier dämonisch-bösen Macht zuschreiben. Die jüngeren Generationen aber sind – auch auf dem Lande – in der Umgebung dieser technischen Mittel groß geworden und betrachten sie als Selbstverständlichkeiten.

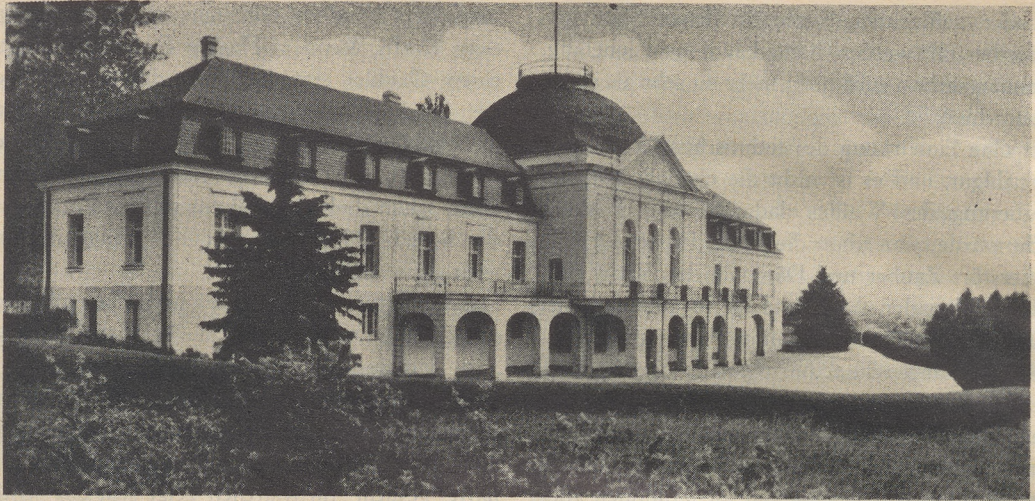
Die psychologischen Grundlagen, die menschlichen Bedürfnisse, auf denen Sage und Märchen aufgebaut sind, können immer noch nachgewiesen werden; aber infolge des äußerlichen technischen Fortschritts werden sie auf andere Weise befriedigt. Der Film deckt einen großen Teil des Bedarfs an Unterhaltung, der früher zum Sagen- und Märchenerzählen reizte. Der Wunsch, ohne Arbeit reich zu werden, der früher in der Bildung von Schatzsagen und -märchen sich ausdrückte, drückt sich heute in den riesigen Umsätzen bei Lotterie und Toto aus.

Wesentlicher noch ist die große Verbreitung von Zeitung und Zeitschrift. Sagen bildeten sich, wo man Unerklärliches zu erklären suchte. Sie wurden dann, als das die Sage auslösende oder hervorrufende Moment längst nicht mehr greifbar oder bereits auf natürliche Weise erklärt war, noch weitererzählt aus der Freude am Seltsamen. Diese Freude ist noch vorhanden, ja ist gesteigert zu einer Sucht nach dem Irrationalen, Unbegreiflichen, die menschliche Vernunft Übersteigenden. Aber diese Sucht wird täglich befriedigt und zugleich neu angestachelt durch Zeitung und Zeitschrift.

Hinzu kommt die Einwirkung der Wissenschaft. Wo diese auf Grund der Erkenntnisse der Psychiatrie feststellen kann, daß gewisse Vorstellungen der Sage mit den Vorstellungen einer bestimmten Gruppe von Geistesgestörten übereinstimmen, muß auch im Volke der naive Glaube an den Inhalt der Sage erschüttert sein: denn wenn ihm auch die Wissenschaft als solche nicht zugänglich ist, so doch ein Teil ihrer Ergebnisse; und die verflachte Form, in der diese dargeboten werden, nimmt ihnen nichts von ihrer de-

struktiven, sondern höchstens von ihrer konstruktiven Kraft. Wenn in Hall in Form einer Sage von einem Gaukler erzählt wurde, der ein Mädchen so weit brachte, daß sie mitten auf dem Marktplatz den Rock schürzte und sich bewegte, als wate sie durch einen Fluß, so ist das heute nichts Sagenhaftes mehr: allein schon deshalb, weil ein solcher Vorgang unter den Begriff „Hypnose“ fällt, der freilich im Grunde noch gar nichts erklärt.

Das Verhältnis des modernen Menschen zu Sage und Märchen ist sentimentalisch, ist distanziert – und auch der ländliche Mensch wird immer mehr „modern“. Wo Sagen entstanden, wurde die Begegnung mit dämonischen Mächten erlitten; heute wird umgekehrt die Verbindung mit Geistern, das Sagenhafte, gesucht. Im Märchen zeigt sich das sentimentalische Verhältnis darin, daß die Märchengestalten nicht mehr der eigenen Zeit angepaßt werden, wie es früher der Fall war (wäre dies noch so, so müßte durch den Flüchtlingsstrom eine Verschmelzung ostdeutscher und südwestdeutscher Motive eintreten und nach einigen Jahrzehnten bemerkbar werden). Heute ist gerade die bewußte Unwirklichkeit und romantische Ferne der Märchengestalten und ihrer Berufe ein wesentlicher Bestandteil des Märchenerzählguts: weder die Demokratisierung des Königs Drosselbart zum Ministerpräsidenten noch die Motorisierung von Hans im Glück wird ins Erzählgut eindringen. Dennoch haben die Märchen heute einen so wesentlichen Platz in der Erziehung, daß sie fortbestehen werden. Und unsere Sagen? – Der Fortschritt in der Technik verursacht einen Rückgang der Sagenbildung und -verbreitung. Viele Anliegen der Volkssage wurden in andere Gebiete übernommen, so das soziale in die Politik, das der Erklärung rätselhafter Vorgänge und Erscheinungen in die historische, psychologische, naturwissenschaftliche Forschung. Aber noch gibt es Dunkles und Unerklärtes, das in der Sage bewahrt wird; und noch trägt Erzählfreudigkeit und Traditionsbewußtsein altes Sagengut, in erster Linie religiöse Wundersagen und Schwänke, weiter. Vor allem aber hat man den Kunstwert der Sagen erkannt und sucht sie neu zu beleben. Das soziologische Gesicht der Sagen erzähler hat sich geändert. Früher waren gerade die unteren Volksschichten Träger des Sagenguts; heute sind es meist die Gebildeten, die in der Erhaltung der Volkssage eine kulturelle Aufgabe sehen und deshalb durch das Buch oder den Schulunterricht das Sagengut erst wieder an andere Volksschichten herantragen. Und vor allem über diesen Umweg wird ein Teil der Sagen auch jetzt noch immer wieder lebendiges Erzählgut.



Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N.

Das Schiller-Nationalmuseum

Es gehört zweifellos zu den schönsten Beweisen kulturellen Verantwortungsbewußtseins und pietätvoller Aktivität, wenn ein großes Museum, das der Dichtung eines ganzen Landes gewidmet ist, draußen in einem verkehrstechnisch ungünstig gelegenen Kleinstädtchen, ohne den treibenden Ehrgeiz und die Hilfsmittel einer Großstadtverwaltung und ohne Anregung und Bevormundung durch den Staat, entsteht. Es lohnt sich wohl, einmal darüber nachzudenken, wie das in unserem Falle zugegangen ist und was unsere Heimat an diesem „Pantheon des schwäbischen Geistes“ (Theodor Heuß) hat.

Der erste Keim wurde bei der Jahrhundertfeier von Schillers Geburtstag, also im Jahre 1859, gepflanzt, als die Gemeinde Marbach das Geburtshaus ihres großen Sohnes erwarb und durch den „Marbacher Schillerverein“ als Gedächtnisstätte einrichten und verwalten ließ. Trotz manchen kostbaren Stiftungen von Bildern, Handschriften, Büchern und anderen Denkstücken durch Angehörige der Familie Schiller konnte sich aber dort, schon aus räumlichen Gründen, kein größerer Schaubestand, geschweige denn eine wissenschaftliche Forschungsstätte, entwickeln. Dazu bedurfte es vor allem einer von Sachverständnis und Begeisterung getragenen Werbeveranstaltung in der Landeshauptstadt und einer durch sie weite Kreise überzeugenden Parole.

Daß beides zur rechten Zeit geboten wurde, verdankt das Schwabenland dem im März 1949 im Alter von neunzig Jahren in Marbach verstorbenen Geheimen Hofrat Otto von Güntter. Er war damals Realschulprofessor in Stuttgart. Als solcher schlug er vor, 1890 aus Anlaß des deutschen Neuphilologentages eine Ausstellung von Bildnissen, Handschriften und seltenen Drucken schwäbischer Dichter zu veranstalten, um so den aus ganz Deutschland zusammenströmenden Fachleuten, zugleich

aber auch den einheimischen Besuchern zu zeigen, was da an Schätzen, namentlich in Privatbesitz, landauf und landab vorhanden war. Güntter wurde mit der Leitung dieser Ausstellung betraut. Angesichts der überwältigenden Fülle von Sehenswürdigkeiten lag der Gedanke nahe, daß dieser Grundstock beisammen bleiben und planmäßig ergänzt werden müsse. Der damalige Marbacher Stadtschultheiß Haffner, der Dichter J. G. Fischer, der großzügige Mäzen Geheimer Kommerzienrat Dr. Kilian von Steiner und nicht zuletzt König Wilhelm II., der für die Kultur unseres Landes ohne viel Aufhebens außerordentlich segensreich gewirkt hat – diese vier Männer erkannten klar, daß sich hier ein Kristallisationskern biete für die Pflege der schwäbischen Dichtung und ihres Verständnisses.

So regte denn König Wilhelm II. 1895 in einem Brief an Haffner die Gründung eines „Schwäbischen Schillervereins“ an, dessen Hauptaufgabe – „die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers“ – gleich unter dem weiten Gesichtswinkel ihrer Wirkung auf die kulturelle Entwicklung des ganzen deutschen Volkes gesehen wurde. „Die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben“, darauf kam es dem königlichen Anreger und Schutzherrn an, obgleich der materielle Besitz unserer Nation damals noch nicht im mindesten bedroht schien.

Als die wichtigste praktische Maßnahme zur Erreichung dieses Ziels wurde sogleich die Erstellung eines Museums in Marbach a. N. angestrebt, und im März 1903 konnte das weißleuchtende, in seinen klassizistischen Formen an die Solitude erinnernde Haus auf der Höhe über dem Neckar eröffnet werden. Seither ist es unzähligen Besuchern als ein neues Wahrzeichen Marbachs und als ein Schmuckstück des Schwabenlandes lieb und wert geworden. Selbstverständlich bildet das Leben und Schaffen Schil-

lers – auch räumlich in Gestalt der zentralen Halle, die ihm allein gewidmet ist – den Kern des Ganzen; aber um ihn stehen geschart die jüngeren schwäbischen Dichtergeschlechter, die sich, so verschieden sie in ihrer bodenständigen Eigenwüchsigkeit waren, alle durch ihn bereichert und bestätigt fühlten: Hölderlin, Uhland, Justinus Kerner, Hauff, Mörike, Hermann Kurz, Fr. Th. Vischer, J. G. Fischer, Eyth, Christian Wagner, Cäsar Fleischlen und Isolde Kurz (um nur die wichtigsten zu nennen).

Diese *Schausammlung* hat nun in den 45 Jahren ihres Bestehens eine weitreichende volksbildnerische Wirkung ausgeübt: Zehntausende von Schwaben haben dort bereits in ihren Schuljahren eine erste Ahnung von der Würde und Weltweite dichterischen Schaffens gewonnen, und wenn sie als Erwachsene wiedergekehrt sind, haben ihnen die ausgestellten Bilder, Büsten, Handschriften und Bücher eine nachhaltige Anschauung vermittelt von dem äußeren und inneren Lebensraum der schwäbischen Dichter. Was sie im deutschen Unterricht von ihren Lehrern gehört hatten, wurde ihnen belebt; ja weit über das im engeren Sinn Literaturgeschichtliche und über das Schwäbische hinaus ist ihr Gesichtskreis erweitert worden durch die Schauplätze des Lebens dieser Männer und Frauen, die ja oft weitab lagen vom heimischen Neckar, zu dem sie dann freilich zuletzt fast alle zurückgekehrt sind.

Als ein besonders liebenswürdiges Beispiel für die Nachwirkung eines solchen Kindheitseindrucks sei die folgende Stelle aus dem Brief eines heute in New York lebenden jungen Schwaben mitgeteilt:

„An einem Frühsommersonntag im Jahre 1931 oder 1932 besuchten meine Eltern mit meinem Bruder K. und mir Marbach; wir betraten das alte Fachwerkhäuschen und schauten Schillers rührende Höslein und dergleichen an. Im Museum lasen biedere Beschauer die Schriftstücke und Manuskripte in den Glaspulten und mir, dem ABC-Schützen, war's gottsträflich langweilig. Da fand ich den schwarzen Kirchgockel auf seinem Stecken und freute mich an seiner Einfalt. Mein Vater hatte einiges über Mörike zu erzählen, doch wurde ich nicht klar daraus, was mich übrigens nicht im geringsten störte, besonders deshalb, weil ich mich bereits mit dem Projekt beschäftigte, mir einen Turmhahn selbst zu bauen. Blech wußte ich zwar nicht zu schneiden, doch Pappdeckel, und Messingnieten für die Packpapierschwanzfedern sowie ein Besenstiel waren bald organisiert. Um den aus Clever-sulzbach vollends ganz in den Schatten zu stellen, strich ich meinem auch noch die Federn an mit grün und blau, und gab ihm einen roten Kamm ...

Als nach der Rückkehr meiner Eltern vor 14 Tagen auch Ihr Bücherpäckchen aufgemacht wurde, stürzte ich mich als erster auf den Inhalt und las auf meiner langen Bahnfahrt zuerst das mir bisher unbekanntes Gedicht von Mörike, und auf der Rückfahrt am Abend das ebenfalls noch nie gelesene Lied von der Glocke ... Die Beschreibung der Marbacher Goethe-Schiller-Ausstellung, die Sie uns sandten, hat mich nicht minder ergriffen und ent-rückt, ja sie bewirkte, daß ich glatt an der 181. Station

vorbeifuhr, und es erst nach der nächsten Haltestelle merkte! Noch nie und bei keiner Lektüre ist mir das je passiert.“

Und nicht minder wichtig ist noch eine andere, ausgesprochen volksbildnerische Auswirkung unseres Museums, die sich in großem Ausmaß als sozialpädagogische Gegenwartsaufgabe erst durch die Bevölkerungsbewegungen der neuesten Zeit ergeben hat: dem Neubürger Hilfe zu leisten bei seinem Bestreben, auch auf geistigem Wege eine neue Heimat zu gewinnen. Daß er sich angeheimelt fühle von der Heimat Schillers, kann fast bei jedem erwachsenen Menschen aus dem deutschen Sprachbereich vorausgesetzt werden. Ja, darüber hinaus wirkt Schillers Persönlichkeit völkerverbindend, wie ich mit Erschütterung selbst erfahren durfte, als ich im Herbst 1945 be-ruflich mit einer jungen Ukrainerin zu tun hatte, die als Zwangsarbeiterin nach Deutschland gekommen und dann bei der Verwaltung eines Flüchtlingslagers tätig war. Sie sprach ein sehr sorgfältiges aber mühseliges Deutsch, und als ich ihr beim Abschied ein paar anerkennende Worte darüber sagte und die Bemerkung hinzufügte, sie interessiere sich offenbar für unsere Sprache, leuchtete die bis dahin sehr Zurückhaltende auf und sagte, ja, das tue sie, und zwar nicht nur für die deutsche Sprache, sondern auch für die deutsche Dichtung und deshalb habe sie sich gefreut, daß das Schicksal sie gerade hierher nach Ludwigsburg verschlagen habe, wo sie Schillers Geburtsstadt so nahe sei. Sie habe auch gleich einen ihrer ersten freien Tage benutzt, um sein Geburtshaus aufzusuchen (man mußte damals noch zu Fuß nach Marbach gehen!). So erschien selbst diesem fremd-sprachigen Mädchen Schillers Heimat wie ein Stück eigener Heimat. Wieviel mehr ist das bei Sudetendeutschen, Banatern, Siebenbürgern, Schlesiern, Ost- und Westpreußen, Pommern und Balten der Fall, die sich nun hier im Südwesten auch geistig und seelisch akklimatisieren müssen.

Selbstverständlich sind jedoch die *Archivsammungen* (sie umfassen mehr als 100 000 Handschriften, Bildnisse und Druckwerke) gleichfalls eine Quelle nicht bloß wissenschaftlicher, sondern auch volksbildnerischer Wirkung. Denn auch die literarischen und biographischen Fachstudien, zu denen sie so reichlich Stoff bieten, dienen ja zugleich den Verfassern volkstümlicher Darstellungen als Grundlage. In sehr vielen Fällen bereichern Reproduktionen aus den archivalischen Bilder- und Handschriften-schatzen des Museums Bücher und Aufsätze über schwäbische Dichter und ihre Werke.

Die Deutsche Schillergesellschaft, wie sie sich seit ihrem Wiederaufleben nach dem Hitlerkrieg nennt, um partikularistische Mißverständnisse auszuschließen, hat versucht, dabei selber mit gutem Beispiel voranzugehen, und zwar auch hier wieder dank der unermüdlchen Initiative von Otto Güntter: In ihren „Rechenschaftsberichten“ wurden aus den neuen Zugängen des Museums einzelne Stücke abgedruckt und erläutert, und in ihren Buchver-öffentlichungen wurden, außer dem gesamten Uhland-



Der Turmhahn von Cleversulzbach

Briefwechsel, jeweils ganze Gruppen von Bildern (die Schiller-Bildnisse, die Hölderlin-Bildnisse, Porträts und Gedichte einzelner Dichter in Faksimiliewiedergaben, die Duttonhoferschen Scherenschnitte aus der Goethe-Schiller-Zeit, Zeichnungen von Eduard Mörike, die Schattenrisse von Luise Walter zu seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein“) dargeboten; kurz vor seinem Tode hat der neunzigjährige Ehrenvorsitzende der Deutschen Schillergesellschaft unter dem Titel „Mein Lebenswerk“ (als 17. Band ihrer Buchveröffentlichungen) einen Überblick gegeben über die Entstehung des Museums und über die einzelnen Dichternachlässe, die er dem Museum zuführen konnte.

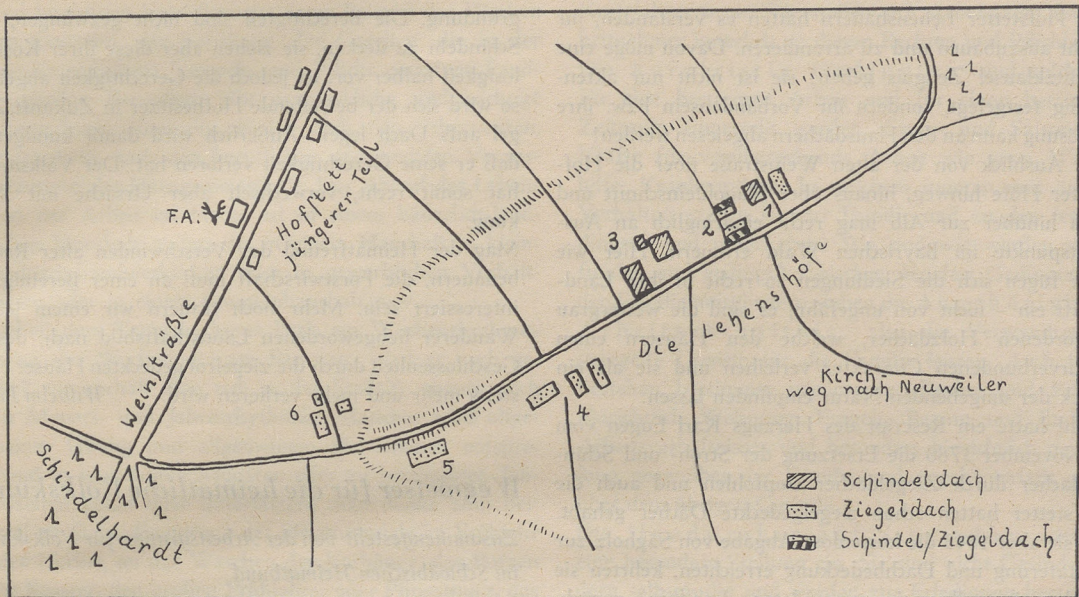
Als die wichtigste volksbildnerische Breitenwirkung, die von der Deutschen Schillergesellschaft ausgegangen ist, darf man aber wohl den Großoktavband „Schillers Gedichte und Dramen“ bezeichnen, den Güntter zum hundertsten Todestag des Dichters (für eine Mark!) herausbrachte, und der in wenigen Jahren eine Auflage von mehr als zweihunderttausend Stück erlebte. Dieser Erfolg ermutigte dann Güntter, 1911 zum gleichen Preise das „Hausbuch schwäbischer Erzähler“ erscheinen zu lassen, das von fünfundzwanzig schwäbischen Dichtern, von Schiller bis zur Gegenwart, Erzählungen und Bildnisse brachte und in einer Auflage von mehr als hunderttausend Stück verbreitet werden konnte.

Als ich 1946 nach längerem Zögern die Verantwortung für die weitere Entwicklung der Deutschen Schillergesellschaft und des Schiller-Nationalmuseums übernahm, war für mich vor allem der Gedanke maßgebend, daß ich so, unter Heranziehung eines fachlich vollwertigen Nachwuchses, einen wesentlichen Beitrag auch zur deutschen

Volksbildung leisten könne. Ich werde deshalb namentlich die Erschließung der Schausammlung durch Weiterentwicklung der Beschriftung, durch Veranstaltung von Sonderausstellungen, durch Führungen und durch Vorträge zu fördern und das reiche publizistische Erbe, das ich antreten durfte, nach Kräften zu mehren suchen. Zunächst mußten wir uns auf drei kleine Drucke beschränken, nämlich auf die beiden ersten Bändchen der „Turmhahn-Bücherei“ (Mörikes Idylle „Der alte Turmhahn“ mit den Bildern von Ludwig Richter, und Schillers „Lied von der Glocke“, gleichfalls mit Richterschen Illustrationen), und auf den Führer durch die kleine, aber höchstwertige Sonderausstellung „Aus dem Goethe-Schillerschen Lebenskreise“. 1950 haben wir, aus Anlaß des Mörike-Gedächtnisjahres, zwei weitere Turmhahn-Bändchen folgen lassen: Mörikes „Märchen vom sicheren Mann“ mit der Schwindschen Zeichnung und Hesses Skizze „Im Presselschen Gartenhaus“. Ferner wurde mein Vortrag über „Die schwäbische Dichterfamilie“ gedruckt und als Jahressgabe verteilt. Mit seinen knappen Charakteristiken der wichtigsten schwäbischen Dichter und den in einem Anhang beigegebenen biographischen Erläuterungen dürfte das Büchlein besonders denen willkommen sein, die einen gedruckten Führer durch das Schiller-Nationalmuseum vermissen. Auch der in erster Linie für die Schulen bestimmte Band „Schiller – Bilder aus seinem Leben“ (durch die Landesanstalt für Erziehung und Unterricht herausgegeben) entstand unter Mitwirkung des Museums, das fast das gesamte Bildmaterial beisteuerte. Dem Justinus-Kerner-Verein in Weinsberg konnten wir bei der Wiederherstellung des Kerner-Hauses und der Herausgabe einer kleinen wohl gelungenen Veröffentlichung tatkräftige Hilfe leisten. Das Museum selbst trat durch seine umfassende „Mörike-Gedächtnis-Ausstellung“ hervor. Die Gesamtbesucherzahl des Museums betrug 1950 über 18 000 (1949: 15 000).

So war das vergangene Jahr trotz vieler Schwierigkeiten ein Schritt vorwärts. Dankbarste Anerkennung gebührt vor allem den Eltern und Lehrern der württembergischen Jugend, die durch ihren Beitrag zum Schillergroschen uns wiederum wertvolle Neuerwerbungen für die Sammlungen des Schiller-Nationalmuseums ermöglicht hat. Bald werden wir hoffentlich wieder eine auch äußerlich gewichtige Gabe bieten können: den ersten der beiden Bände des Strauß-Vischer-Briefwechsels, dessen Herausgabe schon während des Hitler-Krieges geplant war. Wünschenswert wären freilich auch Neudrucke unserer früheren Buchveröffentlichungen und das Erscheinen eines „Schiller-Jahrbuches“, das endlich auch dem Museum selber wieder zur Veröffentlichung und zur wissenschaftlichen Auswertung wichtiger Neuerwerbungen dienen könnte. Hoffen wir, daß es uns durch entsprechende Förderungsbeiträge aus öffentlicher Hand ermöglicht werde, alle diese Aufgaben, zu denen wir uns durch die gnädige Erhaltung unserer gesamten Museumsbestände doppelt verpflichtet fühlen, in den nächsten Jahren wirklich zu erfüllen.

Erwin Ackerknecht



Hausdächer als Rechtszeugen

400 Jahre Hofstetter Holzgerechtigkeit

Siedlung und Wirtschaft des Nagold-Enz-Gebietes werden vom Wald bestimmt. Einst gehörte dieser mit allen Rechten dem König, der Teile des Waldes den Einwohnern der neugegründeten Waldhufendörfer zur Nutzung überließ. Diese Verträge konnten sich auf das Einweiden von Vieh, das Schlagen von Brennholz, die Ausübung der Jagd, das Streumachen oder auf das Eckerichrecht beziehen. Derartige Verträge finden sich im Oberen Wald in den Forstbezirken Hofstett und Simmersfeld noch heute, hier besonders bezüglich des Rechtes auf Bauholz. Nachstehendes Beispiel zeigt, daß sich früher die Nachbargemeinden auch halfen, indem sie die ihnen durch solche Nutzungsrechte zufallenden Güter gegenseitig austauschten. Ob im nachstehenden Falle hierzu eine Markgenossenschaft den Ausschlag gab, ist noch nicht erwiesen.

Im Jahre 1551 schlossen die Gemeinden Neuweiler und Hofstett einen Vertrag ab, dessen Niederschrift uns erhalten blieb. Darin überläßt Hofstett dem Nachbarn ausgedehnte Waldstreuteile und bekommt dafür von Neuweiler ein Recht auf Bauholz. Darüber heißt es in der Urkunde:

„So sich über kurz oder lange Zeit zutragen würde, daß ein Einwohner zu Hofstätten neu Haus und Scheuren bauen oder ein alt Haus, als Scheuren bessern wölt, und also Bauholz zu haben bedürftig wär, auch die von Neuweiler darum anspräch, so sollen sie ihm, auf ihr deren von Neuweiler Wäldern (seyndt auch das Zutun schuldig) ohn all Entgelt nuss oder Widerlegung geben und zu hauen zu stellen und folgen lassen. Nemblich zu einem Haus und Scheuren vierzig Stämm, zu einem eini-

gen Haus oder Scheuren zu deren jedem zwanzig Stämm, zu Besserung eines alten Haus oder Scheuren sechs Stämm, ohngefährlich nach dem und es die Notdurft erhaschen und zutragen würde.“

In ähnlicher Weise wurden auch Brennholz-, Waid- und Pachtangelegenheiten als weitere Punkte dieses Vertrages festgelegt.

Anscheinend mangelte es den Hofstettern aber immer noch an Bauholz. Im Jahre 1558 reichten sie nämlich mit Herzog Christoph um ein Eckerichrecht in seinem Wald Schindelhardt. Sie erreichen dabei, daß er ihnen „besondere Gnad antut“: Er gestattet ihnen, daß sie um Bauholz bei ihm anhalten können, wenn ihnen die von Neuweiler gereichten 20 Stämme zum Hausbau nicht ausreichen sollten. Die Hofstetter ließen sich dieses zusätzliche Recht 1682 nochmals im Forstlagerbuch von Wildbad bestätigen und taten gut daran. Nach vielem Hin und Her werden ihre immer wieder umkämpften Rechte 1845 auf den alten Stand gebracht. 1852 lösten Hofstett und Neuweiler ihren Zehnten ab, 1874 erst gelingt es der Gemeinde Neuweiler, die Hofstetter Holzrechte durch Rückgabe ihres Streurechts und eine Abfindung von 100 Gulden an die Hofstetter Lehensbauern abzulösen.

Der Grundvertrag war damit außer Kraft gesetzt worden, das Zusatzrecht von 1558 blieb bis auf den heutigen Tag in Geltung. Der württembergische Staat war inzwischen Eigentümer des Waldes Schindelhardt geworden. Er behandelt die Bauholzgerechtigkeit noch heute in derselben Weise wie vor 400 Jahren: Die Lehensbauern erhalten – soweit es ihnen gelungen ist, ihre Gerechtigkeit unabgelöst durch die bewegten Zeiten zu retten – noch heute „Bau- und Sägholz zu Haus und Scheuer, sofern bei Neubauten mehr als 20, bei Reparaturen mehr als 6 Stämme notwendig sind, und zwar unter Beschränkung auf diese Gebäude gegen Ersatz des Hauerlohns“.

Die Hofstetter Lehensbauern hatten es verstanden, ihr Recht auszubauen und zu arrondieren. Davon möge eine Zusatzklausel Zeugnis geben; sie ist nicht nur aktenmäßig festgelegt, sondern ihr Vorhandensein bzw. ihre Ablösung kann an den Hausdächern abgelesen werden!

Der Ausblick von der alten Weinstraße über die Hofstetter Höfe hinweg, hinaus über Nagoldeinschnitt und Gäu hinüber zur Alb mag recht eindringlich an Aussichtspunkte im Bayrischen Wald erinnern. Hier wie dort fügen sich die Siedlungen so recht in ihre Landschaft ein – nicht von ungefähr; es sind die wettergrau gewordenen Holzdächer, welche den Häusern einen naturverbundenen Charakter verleihen und sie als ein Stück der umgebenden Natur empfinden lassen.

Wohl hatte ein Rescript des Herzogs Karl Eugen vom 5. November 1780 die Ersetzung der Stroh- und Schindeldächer durch Ziegeldächer empfohlen und auch die Hofstetter hatten schon ziegelgedeckte Dächer gehabt. Als sie aber 1848 die kostenlose Abgabe von Sägholz zur Vertäferung und Dachbedeckung erreichten, kehrten sie zu den einst allgemein verwendeten „Landern“ zurück. Inzwischen hat sich das Recht auf Bauholz vom Recht auf Sägholz getrennt: Von den ursprünglich sechs, zeitweise (durch Erbteilung eines Hofes) sieben Höfen sind heute noch die Höfe Nr. 1, 2 und 3 berechtigt, Hof 5 kam durch Kauf mit sämtlichen Rechten an den Staat (1868), die beiden anderen Höfe wurden abgelöst. Hof 1, 2 und 3 haben heute wohl dieselben Rechte auf Bauholz, jedoch jeweils verschiedene „Dachrechte“ anzusprechen:

Hof 3 hat noch volles Recht auf Sägholz zur Dachbedeckung. Bei der alle zwei Jahre stattfindenden Bauschau werden alle Schäden am Dach auf Staatskosten repariert. Auch äußerlich bietet der Hof mit den rundbogigen Stalleingängen, dem Treppenaufgang und seinem Schindeldach noch das geschlossenste Bild.

Hof 2 ist auf der Wetterseite ziegel-, auf der Südostseite schindelgedeckt; der Dachfirst scheidet das abgelöste vom geltenden Recht. Auch die Scheuer ist in derselben Weise gedeckt. Grund für diesen seltsamen Zustand gab die Holzbewirtschaftung und die Kriegszeit.

Die zum Lehenshof Nr. 1 gehörende Scheuer brannte 1948 ab. Das Bauholz für die neue Scheuer, deren Ausmaß sich nach den wirklichen Bedürfnissen des landwirtschaftlichen Betriebes richtet, wird – abzüglich der 20 Stämme aus dem Neuweiler Vertrag 1551 – vom Staat gereicht. Das Dach der Scheuer wurde mit Ziegeln gedeckt, der Anspruch auf Schindeln wurde in einen solchen auf Ziegel umgewandelt. Zerbrochene Ziegel hat der Staat zu ersetzen. So hat sich hier die Gerechtigkeit der neuen Zeit angepaßt.

Natürlich haben sich auch die Einwohner Gedanken über die Holzgerechtigkeit der alten Lehenshöfe gemacht. Fragt man nach dem Grund für die Holzdächer, so erklären sie, daß die Lehensbauern ihre Rechte verlören, wenn sie Ziegel statt der Schindeln auflegen würden. Das bisher Gesagte gibt für diese Erklärung aber keine Be-

gründung. Die Berechtigten sind nicht gezwungen, mit Schindeln zu decken, sie ziehen aber diese ihrer Kostenlosigkeit halber vor. Ist jedoch die Gerechtigkeit abgelöst, so wird sich der betreffende Hofbesitzer in Zukunft Ziegel aufs Dach legen. Außerlich wird damit kundgetan, daß er seine Gerechtigkeit verloren hat. Der Volksmund hat somit recht, verwechselt aber Ursache mit Wirkung.

Mag der Heimatfreund das Verschwinden alter Rechte bedauern, die Forstwirtschaft muß an einer Bereinigung interessiert sein. Mehr noch trauern wir einem jedem Wanderer liebgewordenen Landschaftsbild nach, dessen Geschlossenheit durch die ziegelrot gedeckten Häuser Hofstetts mehr und mehr verloren wird. *Wilhelm Pabst*

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

V. Leben und Arbeit im Hause

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, VI, XIV, XV, XVIII, auch XIX)

Mit „Leben und Arbeit im Hause“ ist das gemeint, was zu den gewohnten alltäglichen Verrichtungen gehört, soweit es nicht durch die beruflichen Gegebenheiten (Landwirtschaft, Viehhaltung, Handwerk, Gewerbe; vgl. IX, X, XIII, XIV) bedingt ist und sich damit auch im engeren Hauswesen (Stall, Werkstatt, Büro) abspielt. Zu beobachten ist also das, was der Alltag im „Haushalt“ mit sich bringt mit Ausnahme des Essens und Trinkens, der Körperpflege, der Kleidung und der eigentlichen Bräuche im Ablauf des Jahres und des menschlichen Lebens (dazu vgl. VII, VIII, XVIII, XXI).

Im Ablauf des Tages, der Woche, des Monats, des Jahres wird das Leben im Hause maßgeblich beeinflusst durch die Stellung, die den einzelnen Mitgliedern der Haus- oder Wohngemeinschaft zukommt, die Rechte, die sie haben, und die Pflichten, die Arbeiten, die ihnen obliegen. Tagesbeginn und Tagesende zum Beispiel werden im allgemeinen durch den Beginn und das Ende der Arbeit des Familienhauptes (gelegentlich auch einzelner Familienglieder, die einer anderen Arbeit nachgehen als der sonst in der Familie üblichen, zum Beispiel Arbeit, etwa auch Schulbesuch, außerhalb des Wohnorts) bestimmt. Hier gibt es in Stadt und Dorf jahreszeitliche Unterschiede und Unterschiede je nach der vorherrschenden Arbeit: Landwirtschaft, Handwerk, Fabrik-, Büroarbeit. Im Rhythmus des Tagesablaufs kehren bestimmte Arbeiten und Verrichtungen immer wieder, so daß sie zur Gewohnheit und zum Brauch werden (Hausreinigung, Schuhputzen, Tischdecken, Spülen; Feierabendarbeiten). Wer tut sie? Wo werden sie ausgeführt? Wie benennt man sie? Vielfach

sind bestimmte Verrichtungen (zum Beispiel das Wecken des Gesindes, der Lehrlinge, der Gesellen, die in der Familie mitleben) Vorrecht und Pflicht einzelner Familienglieder. Bei allem gibt es merkbare und wichtige Unterschiede einerseits wieder nach den Jahreszeiten, andererseits nach den beruflichen und sozialen Voraussetzungen der Hausgemeinschaft. Der Ablauf des Lebens und der Arbeit im Hause ist in einem bäuerlich-ländlichen Haushalt anders als in einem Haushalt in kleinstädtisch-handwerklichen oder in gewerblichen Verhältnissen oder in einem Beamtenhaushalt usw.

Neben dem Tagesrhythmus läuft ein Wochenrhythmus (etwa der Wochenputz am Samstag; wird er noch geübt? wie verhält man sich in der Stadt?), ebenso auch ein Monats- und Jahresrhythmus. Manches wird allgemeiner Übung und allgemeinem Herkommen entsprechend in bestimmten Monaten oder zu bestimmten Jahreszeiten getan oder unterlassen; man denke zum Beispiel an die Aufbereitung des Heizmaterials im Frühjahr oder Herbst, an das Waschen der Vorhänge, das Putzen der Fenster, den großen Frühjahrs- oder Pfingstputz, das Einsetzen und Entfernen der Vorfenster u. a. m. Wo werden solche Arbeiten getan? Wie verteilen sie sich auf die Familien- und Haushaltangehörigen? Wie verhalten sich diese dazu (freudige, gezwungene Teilnahme, innere und äußere Ablehnung)? Gibt es ortsübliche Benennungen für derartige Arbeiten im ganzen und in ihren Teilen?

Der eigene Bedarf des Haushalts erfordert mancherlei Arbeiten und Verrichtungen handwerklicher Art, die in der Haus- und Wohngemeinschaft, aber nicht gewerblich und zu Erwerbszwecken ausgeführt werden. Es ist also etwa daran zu denken, daß im bäuerlichen Hauswesen winters die Gerätschaften instand gesetzt werden (Säcke flicken, Rechenzähne, Axthelme und Hackenstiele erneuern). Ähnliches gibt es unter Umständen auch im bürgerlichen und städtischen Haushalt. Was alles fällt ortsüblich unter diesen Kreis von Arbeiten? Wo werden sie jeweils getan? Wer tut sie? Wie benennt man sie?

VI. Gesinde

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, V, VII, VIII, IX, X, XV, XVII, XVIII)

Unter „Gesinde“ ist der Personenkreis zu verstehen, der zur Familie und zum „Haushaltungsvorstand“ in einem bestimmten Arbeits- und Entgeltverhältnis steht, sowohl Fremde wie auch nähere und entferntere Verwandte.

Die fest Gedingten sind fast immer fremde Personen. Sie sind auf dem freien Arbeitsmarkt (früher wirklich beim Markt an Martini usw.), durch die Zeitung, durch persönliche Empfehlung oder durch das Arbeitsamt zu finden und werden dann in Dienst genommen, „gedingt“. Es besteht ein Arbeitsvertrag mit gegenseitigen Pflichten und Rechten. Diese sind verschieden je nach dem Arbeitsverhältnis, um das es sich handelt: Knecht, Magd, Hausgehilfin, Kindermädchen, Gärtner,

Kraftfahrer u. a. Wie stellen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer innerlich zu diesen Rechten und Pflichten?

Die kurzfristig Gedingten sind solche, die für eine bestimmte Arbeit und für einen bestimmten Zeitraum eingestellt werden: Ernte- und Saisonarbeit, Kräfte für vorübergehende Arbeit wie etwa Wochenhilfe, Krankenpflege. In welchem inneren und äußeren Verhältnis stehen sie zur Familie und zu den fest Gedingten und umgekehrt? Wo und wie werden sie gefunden und gedingt? Zwischen den fest Gedingten und den Familienmitgliedern stehen die Angehörigen im Arbeitsverhältnis, also die Verwandten, die geregelte Dienste für die Familie leisten. Auch für sie bestehen bestimmte gegenseitige Rechte und Pflichten hinsichtlich Wohnung, Entgelt, Beginn und Ende des Arbeitsverhältnisses und besonders hinsichtlich der Stellung gegenüber der Familie und gegebenenfalls gegenüber dem übrigen Gesinde.

Die Handwerker auf Stör nehmen wiederum eine besondere Stellung ein. Sie sind nicht Gesinde, sondern selbständig und werden zur Erledigung bestimmter handwerklicher Arbeiten eigens in das Haus geholt. Hier treten sie während der Zeit, in der sie ihren Auftrag erledigen, in die Haus- und Wohngemeinschaft ein; sie gehören dann also sozusagen zum erweiterten Gesinde: die Kleidernäherin zum Beispiel, die während ihres Auftrags im Hause mitwohnt, ebenso der Schuster, der das Schuhwerk der Familie in einem zusammenhängenden Arbeitszeitraum anfertigt und ausbessert, der Rechenmacher, der Korbmacher usw.; unter Umständen mag auch die städtische Hausschneiderin in dieser Gruppe ihren Platz finden.

Alle diese fest oder kurzfristig Gedingten oder auf Stör Arbeitenden haben auch bestimmte und vielfach recht ausgeprägte Bräuche. Das Dingen selbst schon erfolgt zu bestimmten Terminen, teilweise nach der Art der Arbeit jahreszeitlich festgelegt. Hier stehen den arbeitsrechtlich gesetzten Terminen (Monatsanfang und -ende, Vierteljahres-, Halbjahres- und Jahresabschnitt) die überlieferten „Gesindetermine“ gegenüber wie Lichtmeß, Georgi, Michaelis, Martini. Es gab und gibt besondere Bräuche beim Dienst Eintritt und -austritt (Hinausbegleiten des Wandernden, Gaben zum Eintritt und zum Abgang, Tage der Arbeitsruhe usw.). Vom örtlichen Herkommen ist auch bestimmt, wo das Gesinde, im engeren und im weiteren Sinn, ißt (für sich oder in der Familiengemeinschaft), wo es wohnt und schläft, auch wie es seine Freizeit verbringt.

Das Dienst- und Arbeitsverhältnis sieht Verpflichtungen und Rechte des Arbeitgebers wie des Arbeitnehmers vor: Handgeld, Naturallohn, Wohnung, Geldlohn, Taschen- und Trinkgeld, Kündigungsfristen, Sonderleistungen (Kleidung usw.) an Ostern und Weihnachten, Gratifikationen, Freizeiten, Urlaub. Die fest Gedingten werden hierin anders gehalten als die kurzfristig Gedingten und die Angehörigen im Arbeitsverhältnis.

Das Gesinde kennt auch Ausdrucksformen der Berufs- und Standesgemeinschaft: eigene Zusammenkünfte zu feststehenden und überlieferten Zeiten, Gesinde- und Dienstbotenmarkt, Dienstbotenbälle. Auch die Rangordnungen müssen beachtet werden, da nach ihnen sich auch Unterschiede in Pflichten und Rechten gegenüber dem Arbeitgeber und gegenüber dem übrigen Gesinde ergeben: Großknecht, Großmagd, Kleinknecht, Kleinmagd, Melker, Pferdeknecht, Dienstmädchen, Haustochter, Haushaltlehrling u. a.

Schließlich sind auch die verschiedenen Benennungen wichtig: für das Gesinde selbst (Ehehalten, Hausangestellte, Haushalthilfe, Haustochter); nach den verschiedenen Arbeitsgebieten (Knecht, Magd, Kindsmagd, Kinderfräulein); für die Dingtermine, für das Dingen selbst, für Einstellung und Ausscheiden, für den Stellenwechsel und seinen Termin (Wandern, Schlenkeln, Schlenkeltag, Wandertag, Bündelestag). Nicht zu vergessen sind auf allen Stufen der gesellschaftlichen Stellung der Dienstherrschaften die wechselseitigen Grußformen und die gegenseitige Anrede.

Beleuchtungszauber

Gegen die öffentlichen elektrischen Christbäume vorzugehen heißt, sich heute in ähnlicher Weise unbeliebt machen, wie einst im sogenannten Dritten Reich durch Einwände gegen KdF. Der Grund ist der, daß hier die öffentliche Hand und andere Körperschaften und Instanzen einmal *nicht* fordern, sondern etwas für die Allgemeinheit zu tun vorgeben, d. h. mehr zu tun scheinen als sie vielleicht eigentlich müßten und aber auch in Wahrheit tun. Wie viele sind es, die daran denken, daß diese Gratifikationen offenbar lediglich aus dem Grunde erfolgen, weil sie beinahe gar nichts kosten und auf billige Weise ein relativ starker Effekt erzielt wird? Man wird sich Einwände verbitten, auch wenn sich herausstellen sollte, daß es sich eigentlich um einen öffentlichen Unfug handelt, da durch die Vorwegnahme gerade den Kindern, für die das Unternehmen angeblich bestimmt ist und die zwischen echt und talmi noch nicht unterscheiden können, die Weihnachtsfreude geschmälert, ja verdorben wird. Man hat kein Gefühl dafür, wie trostlos leer eigentlich die elektrischen Birnen wirken, obwohl doch gerade vom Weihnachtsbaum Trost und Freude ausgehen sollte. Man hat aber auch kein Gefühl dafür, wie peinlich sich ein elektrischer Christbaum auf einem Fabrikgebäude ausnimmt, und wie peinlich es ist, wenn sich solche Fanale, abgesehen von den Übertreibungen in der Großstadt, in unseren sowieso verschandelten Industrietälern in aufdringlicher Weise häufen. Man kümmert sich nicht darum, daß ein beträchtlicher, ja entscheidender Unterschied gegenüber einem echten Weihnachtsbaum bestehen bleibt, da dieser mit brennenden Kerzen geschmückt ist, die, indem sie leuchten, schmelzen, sich also selbst verbrauchen, während der elektrische Strom durch Wasserkraft automatisch in Gang gehalten

werden kann. Man braucht da wie beim Radio bloß aufzudrehen. Da aber der Mißbrauch als solcher gar nicht erkannt wird, vielmehr die Zustimmung der urteilslosen Masse besitzt, bleibe er bestehen, auch wenn die Zahl derer, die das Fehlerhafte erkennen und außerdem die notwendige Zivilcourage, sich gegen ihn zu wenden, besitzen, nicht so verschwindend klein wäre. Es besteht indessen eine Möglichkeit, seine vergiftende Wirkung zu mildern. Der elektrische Christbaum verliert nämlich das Fatale in dem Augenblick, wo nicht mehr brennende Kerzen durch strahlende und blendende Birnen imitiert, sondern farbige Kugeln verwendet werden. Es können sich so lustige Gebilde ergeben, die übrigens gar nicht unbedingt auf Weihnachten und die Form des Christbaums beschränkt bleiben brauchen.

Die Lichtreklame unterliegt auch sonst nicht zu ignorierenden ästhetischen Gesetzen. Die UN z. B. verstieß gegen sie, als sie durch riesenhafte Vergrößerung der beiden Buchstaben das soeben fertiggestellte gigantische Gebäude in New York auf Zeitungsformat verkleinerte. Aber auch der erfolgsüchtigste Geschäftemacher muß sich vor ihnen beugen. Es nützt z. B. gar nichts, einen Christbaum in einer Straße anzubringen, die sowieso schon durch zahlreiche Reihen elektrischer Glühbirnen „festlich“ illuminiert ist, so wie es nichts nützt, die Sache mit den Neon-Röhren zu übertreiben. Wird nämlich zu grell beleuchtet, so wird das Auge geblendet und abgestoßen, und plötzlich entsteht für das zurückhaltende Geschäft eine Chance und wirkt ein wenig beleuchtetes Schaufenster dadurch attraktiv, daß das Auge endlich in ihm ausruhen kann. Es kommt daher einer heute selten gewordenen Selbständigkeit im Denken gleich, wenn ein Stuttgarter Geschäftsmann vor kurzem erklärte, er verzichte vollkommen auf Lichtreklame, das sei für ihn die beste Propaganda. Wohl begründet war daher auch der Einwand gegen die Turmreklame am Stuttgarter Hauptbahnhof, der dahin ging, daß damit das moderne Wahrzeichen Stuttgarts, also ein schon vorhandenes Propagandamittel durch ein anderes, auf jeden Fall unbedeutenderes zugedeckt werde. Wenn auch der Hinweis berechtigt war, daß es sich da ja nicht um einen Sakralbau handle (von Anträgen für Lichtreklame an solchen war übrigens nie die Rede), so steht doch fest, daß die ganze übrige, an sich reizvolle Lichtreklame an Bahnhofplatz und Königstraße an Sinn und Wirkung entschieden verlore, wenn der Turm, dem bisher eine Kontrastfunktion zukam, auch noch in den allgemeinen Zauber einbezogen würde. Trotzdem: auch dieser Illuminierung werden wir trotz den vorübergehenden, durch Kohlenverknappung erzwungenen Einschränkungen voraussichtlich nicht entgehen, nicht nur, weil etwas Falsches heutzutage nicht so leicht eingesehen wird, sondern in diesem Fall tatsächlich gewichtige finanzielle Gesichtspunkte hereinspielen. Und sie sind noch immer entscheidend, obwohl wir eine Zeitlang behaupteten, dem Materialismus abgeschworen zu haben. Erstaunlich bleibt indessen, daß derartige Fragen immerhin in der Geschäfts- und Verwaltungszone

diskutiert werden, während in der Kulturzone Schlimmeres un widersprochen hingenommen wird. Sakralbauten werden nämlich zwar nicht für Auto- oder Schokoladereklame verwendet, aber zur Reklame ihrer selbst erniedrigt. Schon vor vielen Jahren war es üblich geworden, ehrwürdige alte Dome und sonstige architektonische Sehenswürdigkeiten bei Nacht elektrisch anzu strahlen. Muß es ausgesprochen werden, daß es einem Frevel gleichkommt, die Nacht als an sich heilig und unantastbar aufheben zu wollen, nur weil dies billig ist und vielleicht dadurch urteilslose Fremde angelockt werden? Ein alter Dom ist kein Reklameartikel. Bedeutende alte Bauten sollten nicht wie Häftlinge in den KZ's behandelt werden, die ja auch, wovon man übrigens ebenfalls abkommen wollte, angestrahlt werden, um sie zur Verzweiflung zu bringen. Es ist erschreckend, daß in kirchlichen Kreisen für so grobe Verstöße im Ästhetischen kein Gefühl vorhanden zu sein scheint, denn sonst wären doch wohl längst Verbote erfolgt. Bedauerlicherweise ist sogar die katholische Kirche, die früher Instinkt in diesen Dingen besaß, zu elektrischen Dauerbestrahlungen selbst von Altarbildern (Kölner Dom) übergegangen. Stuttgart freilich bestrahlt gegenwärtig nicht, noch nicht, denn die wenigen schönen Bauten, die es einmal hatte, liegen in Trümmern. Im schwer bombardierten Ulm aber z. B. blieb das Münster erhalten, und was tut man dort? Man bestrahlt den ungewöhnlichen Bau in der Nacht, so daß er, besonders bei Annäherung von Osten, wirkt wie eine schweflig-fahle Latte. Ja, man geniert sich nicht, die mit vielen Heiligen geschmückte Vorhalle in anderer Tönung zusätzlich und gleichzeitig zu beleuchten, so daß ein Pleonasmus entsteht, der das Trümmerfeld drum herum um so krasser in Erscheinung treten läßt, ja beinahe als Erklärung für dieses wirkt. Wenn eine Bevölkerung so wenig Achtung vor dem Ehrwürdigsten an Architektur, was eine bedeutende Vergangenheit hinterließ, besitzt, ja offenbar gar nicht mehr weiß, was Blasphemie heißt, so kann sie sich nicht wundern, wenn mit der Zeit die Achtung vor dieser Bevölkerung eine schwere Einbuße erleidet.

Musper

Aufgaben der Denkmalpflege in Ulm a. D.

Wenn man als alter Ulmer heute die einstige Reichsstadt betritt, so ist der Eindruck ihrer gründlichen Zerstörung immer noch vorherrschend. Erst bei längerem Verweilen findet man dann im einzelnen viel Gutes und Erfreuliches, sieht und hört aber auch über den Wiederaufbau Dinge, die einem Tränen auspressen könnten. Ulm gehört nun einmal zu jenen Plätzen, die durch Erhaltung ihres altertümlichen Charakters Heimische wie Fremde und Ausländer immer wieder anziehen und auf dieselben stets neuen Zauber ausüben. Wo solch seltene Stätte in ihrem alten Teile durch den Krieg mehr oder weniger stark beschädigt wurde, sollte daher bei ihrem Wiederaufbau denkbar größte Vorsicht und Sorgfalt aufgewendet werden, um zu retten, was an städtebaulichen Schön-

heiten noch zu erhalten ist, und um das notwendig Neue unter möglichster Schonung seiner Nachbarschaft dem vorhandenen Alten anzupassen. In Ulm scheinen aber wie anderswo die jungen Kräfte, die am Werke sind, wenig Ehrfurcht vor den Schöpfungen unserer alten Baumeister zu haben, sonst wäre es unmöglich, daß so ein junger Stürmer auf dem Gebiet der Architektur das Ulmer Münster als „Zuckerbäckerkitsch“ bezeichnete. – Den Baugeist der Alten im Sinne guter Denkmalpflege wach und lebendig zu erhalten, zählt offenbar nicht zu den Bestrebungen der heranwachsenden Baukünstler. Es ist ihren Absichten, vielleicht mitunter auch ihrem „Können“ ganz willkommen, in der Not der Zeit und in dem Mangel an Baumitteln eifrige Förderer einer mehr zweckmäßigen als schönen Bauweise zu finden. Dabei löst jeder Architekt seine Aufgabe nach eigenem Gutdünken und Geschmack, ohne auf alte Bauwerke oder Neubauten in unmittelbarer Nähe feinfühligere Rücksicht zu nehmen. Und die Bausachverständigen im Gemeinderat können dies leider nicht verhindern, weil sie angeblich von den Bauplänen vielfach erst Kenntnis erhalten, wenn diese so gut wie verwirklicht sind. Sonst könnte man nicht verstehen, wie sich ein Neubau der Walfischgasse in störender Weise mit seinem Satteldach quer vor den anstoßenden Giebel der Nebenseite des gleichfalls neuen und höheren Nachbarhauses lagern durfte und dies an einer Stelle, die ehemals einen der schönsten Blickpunkte aufs Münster bot. In der Hirschstraße fällt auf, daß die der Straße entlangführende Traufe eines Neubaus wegen eines geringen Höhenunterschieds von kaum 1 Meter gegenüber den gleichgerichteten Traufen der beiden neuen anstoßenden Nachbargebäude abgesetzt wurde, statt daß diese drei Häuser in ihrer Höhe einheitlich, wie unter einem Dache zusammengefaßt worden wären. – In dieser Straße mit ihrer, wenn auch nur leichten Steigung gegen den Münsterplatz haben die früheren Giebel weit besser als die neuen Traufen gewirkt, weil erstere den Blick der Ankommenen unwillkürlich in die Höhe geleitet haben, hinauf zum hochragenden Münster, das trotz seines noch beträchtlichen Abstandes vom östlichen Ende der Straße ihr Bild trefflich abgeschlossen hat. Bei der noch ausstehenden Überbauung der Trümmerfelder zwischen Pfaustraße und Münsterplatz ist größte Vorsicht geboten, weil sie einen seiner bedeutsamsten Eckpfeiler bilden wird. – Unverständlich ist, wie Höhe und Dachaufbau der südlichen Nebenseite des großen, dem Rathaus gegenüber liegenden Neubaus an der Veststraße genehmigt werden konnten, der an sich schon bei seiner Stockwerkzahl die Größenwirkung des Rathauses leider stark beeinträchtigt. Den häßlich geformten hinteren Dachaufbau der beanstandeten Nebenseite zu verdecken wird aber nurgelingen, wenn das künftige südliche Nachbarhaus in der Höhe noch mehr gesteigert wird, was sich dann zum weiteren Nachteil des Rathausbildes auf dieser Seite auswirken wird. – Es ist Gelegenheit geboten, bei der Neuplanung der übrigen Umgebung die Belange des Rathauses, seinem mittelalterlichen Charakter und hohen

Wert entsprechend weitgehend zu wahren und aus dem Marktplatz ein Schaustück zu machen, dessen einzigartige Schönheit dann der Stadt Ulm würdig ist und Aug wie Herz jedes Beschauers zu erfreuen vermag. Solch öffentliche Gebäude von dem Alter, der Geschichte und Gestalt des Ulmer Rathauses verpflichten auch die heutige Generation zu vornehmer Zurückhaltung bei Neugestaltung der Nachbarschaft.

Sehr erfreulich ist, daß die Ulmer daran gingen, dieses unvergleichlich schöne Rathaus mit seinen gotischen Formen und der überaus reichen Fassadenmalerei wieder instand zu setzen und zwar offenbar in seiner alten Art. Wo von dieser auch nur in geringen Einzelheiten abgewichen wird, wie beispielsweise bei dem schlanken, in den Himmel strebenden Dachreiter, der von jeher ein besonderer Schmuck des Rathauses war, bedeutet dies fast nie eine Verbesserung. – Das hohe Dach der Westseite des Rathauses wurde durch einen neuen, auf die ganze Länge durchlaufenden Schleppladen, dessen Enden sogar die Giebellinien überschneiden, leider empfindlich gebrochen. So sehr dieser allzulange Aufbau dem Charakter der Rathausdächer zuwiderläuft, so gut ist es immerhin, daß diese, vermutlich wegen großer Raumnot angeordnete Zutat, sich auf der, dem Auge etwas entzogenen Seite der Veststraße befindet. – Die Riesensfläche des östlichen Daches in seiner neuen roten Ziegeldeckung wirkt außerordentlich günstig. –

Auch das mächtige, aus dem Jahre 1550 stammende Kornhaus, das völlig ausgebrannt war, zeigt wieder sein wuchtiges, von keinerlei Aufbauten oder liegenden Fenstern unterbrochenes Ziegeldach. Möge das Innere dieses alten Lagerhauses späterhin einer der gegebenen Belichtung angepaßten Verwendung zugeführt werden, um das Äußere des Gebäudes nicht verändern zu müssen. – Zu dem Erfreulichen zählt auch der Umstand, daß die Stadtteile an der Blau und unter den Fischern, sowie das überaus malerische Uferbild an der alten Stadtmauer mit dem schiefen Metzgerturn bis auf das westliche Ende so gut wie unbeschädigt blieben. Voll Sorge erfüllt einen aber die Frage, was wohl auf die hohe, jetzt leere Stützmauer der Wilhelmshöhe gestellt und wie das ihr vorgelagerte, von Trümmern übersäte Grundstück bebaut werden wird? – Das am östlichen Ende der Stadtmauer, diesseits der neuen Brücke gelegene Gouvernementsgebäude, in welchem schon Kaiser Karl V. wiederholt gewohnt hat, wurde in mustergültiger Weise instandgesetzt und für Zwecke der Stadtverwaltung umgebaut. – Hiebei bleibt lediglich zu bedauern, daß zur Zeit der vorgenommenen Bauarbeiten angeblich keine Biberschwänze oder alte Dachplatten erhältlich waren und das große Dach mit Zementplatten in zweierlei Färbung eingedeckt wurde. So wird die, im dortigen Stadtbild doppelt erwünschte Alterspatina der großen Dachflächen dieses historischen Gebäudes leider nie erlangt werden.

Bei der benachbarten Spitalkirche ist endlich der Chor eingerüstet worden und läßt so die Hoffnung aufkommen, daß auch diese Kirche und ihr Turmabschluß in

Bälde wieder Schmuckstücke jener Gegend werden. Hiegegen ist verwunderlich, daß sich bei der Wengen-Kirche keine Hände für ihren Wiederaufbau regen. Der für gottesdienstliche Handlungen längst hergerichtete Chor scheint den Bedürfnissen vorerst zu genügen. Neuerdings sollen Verhandlungen im Gange sein, um das ganze Gelände bei der Wengenkirche an die katholische Kirchengemeinde zu verkaufen, damit diese dort Schule, Schwesternhaus, Lehrlingsheim usw. erstellen und mit diesen Gebäuden im Zusammenhang mit der Kirche einen öffentlichen Mittelpunkt jenes Stadtteils schaffen kann. – Ein reizvolles Bild bietet der Innenhof des jahrhundertalten „Neuen Baus“ mit dem blumengeschmückten Brunnen und seiner anmutigen Marienfigur. Daß bei der südlichen offenen Halle dieses Hofes mit ihren dicken Säulen einige Bogenstellungen wegen Raumbedarfs zugemauert und abgeschlossen wurden, bleibt zu bedauern. Doch läßt sich dieser Mangel später leicht wieder beseitigen. –

Die lange und schöne Fassade des alten Schwurgerichts in der Bahnhofstraße hätte vielleicht bei gutem Willen instandgesetzt und ergänzt werden können, wurde aber abgerissen. Hiebei wären die sehr schönen Korbgritter der Erdgeschoßfenster um ein Haar verloren gegangen, wenn sie nicht ein Schlossermeister in letzter Stunde gerettet hätte. Das Denkmalamt scheint eben am Platze nicht so vertreten zu sein, wie es eine Stadt wie Alt-Ulm dringend erfordert. Hier, wo jeder Winkel, jeder Hof und jede Gasse im Kern der Altstadt malerische Bilder von hohem Reiz bietet, sollte jeder Abbruch, jede Veränderung und Neugestaltung der einzelnen Häuser schärfster Prüfung seitens des Denkmalamtes wie der Bauabteilung des Gemeinderates unterworfen werden, denn wenn diese Bauwesen, einzeln genommen, zum Teil auch nicht im Denkmalverzeichnis eingetragen sein sollten, so trifft dies sicher bald für dieses oder jenes Nachbarhaus und für die weitere Umgebung zu. – Es ist geradezu auffallend, daß bei allen Neubauten im äußerlichen innersten Stadtgebiet Klappläden völlig vermieden wurden, die doch sonst in ihrer roten oder grünen Farbe die kahlen Putzflächen der Häuser so wirkungsvoll belebt haben. Nur außerhalb des inneren Stadtrings findet sich bei Neubauten diese alte Ladenform, während da, wo sie zum mittelalterlichen Gesamtbild so gut passen würde, die Fensteröffnungen in den, meist jeglicher Architekturgliederung mangelnden Fassaden, recht leblos wirken. –

Der alte Ulmer Friedhof bildet geradezu ein Schulbeispiel, wie ein solcher zu einer „Grünanlage“ oder wenn man anspruchsvoll sein will, zu einem „Park“ umgestaltet werden kann. Es gibt sicher viele Ulmer, denen der nördliche, bereits früher veränderte Teil, in dem nur noch vereinzelt Grabsteine zu finden sind, besser gefallen hat als die, wenn auch längst verlassene, so doch noch erhalten gewesene alte Hälfte. Aber jenen, die Sinn, Verständnis und Gefühl haben für die feierliche Stimmung einer uralten Totenstätte, die gerne wie in einer

alten Chronik die Inschriften der verwitterten Steine gelesen haben, die voller Ehrfurcht an lang vergessenen Namen die Geschichte der alten Ulmer Geschlechter wieder lebendig werden ließen und nicht müde wurden, den Grabstein des „Studenten von Ulm“ zu suchen, allen jenen hätte der alte Ulmer Friedhof mit möglichst vielen Grabsteinen erhalten bleiben sollen. Hier hätte man noch im stillen Reich der Abgeschiedenen geweiht, hier mitten in der Stadt und im Getrieb des Alltags hätte jeder auf kurze Augenblicke Besinnlichkeit, Ruhe und seelische Erholung gefunden. Um dies aber zu ermöglichen, hätte bei der Räumung dieses alten Friedhofsteiles mit größerer Zurückhaltung vorgegangen werden müssen als bisher. Steine, die keinen künstlerischen Wert, keine familienkundliche oder geschichtliche Bedeutung hatten, dürften deswegen noch keineswegs entfernt werden. Wenn die etwa häßliche Form eines Grabsteines nicht mit Efeu überwuchert und dem Auge gleichsam verschleiert gewesen wäre, wenn dieser nicht groß, baufällig und für Besucher nicht gefahrdrohend erschien, hätte so ein Stein immer noch beibehalten werden sollen, damit die Lücken im Gräberfeld nicht zu groß geworden, der intime Charakter und der Stimmungsgehalt des Friedhofs nicht verlorengegangen wäre. An solcher Totenstätte hätte man die Natur als beste Gärtnerin möglichst ungehindert wirken lassen sollen. –

Sehr schmerzlich berührt sind alle Freunde, von Alt-Ulm zu hören, daß die Stadt auf Rat ihrer technischen Mitarbeiter das Ehinger und das Blaubeurer Tor abreißen wollte, obschon diese Bauwerke die letzten guten Bilder der einstigen Befestigung bieten und beredtes Zeugnis ablegen für einen selten glücklichen Zeitabschnitt der Stadt. Diese beiden Tore zeigen immer noch in hocherfreulicher Weise, wie sehr es Prittwitz, der einstige Festungsbaumeister verstanden hat, den einzelnen Bauwerken der Verteidigungsanlage im Wechsel von weißen Kalksteinen und rot gebrannten Ziegeln der verschiedensten Form und Größe eine hervorragend gute Architektur zu geben. Dieselbe ist durch Öffnungen und Schießscharten reizvoll belebt und durch Zinnen bekrönt. Diese beiden Tore sind wirklich einzigartige Baudenkmale und sollten unter allen Umständen von den häßlichen Zutaten späterer Zeit gesäubert, soweit nötig instand gesetzt und dauernd erhalten werden. Nach dem bedauerlichen Verlust des großen Rundbaus der Wilhelmsburg, welcher früher wie ein zweites Wahrzeichen das ganze Stadtbild beherrscht hat, sollte die Erhaltung genannter Tore um so mehr gemeinsamer Wunsch aller Ulmer Bürger sein. Hier darf der Verkehr keine Opfer fordern. Er wickelt sich übrigens glatt und reibungslos ab, insofern jeder kommende und abfahrende Wagen durch seine ihm zustehende Durchfahrt des jeweiligen Doppeltors geführt wird. Lastwagen von ungewöhnlichen Ausmaßen müssen eben die Tore vermeiden und die freien Straßen benützen. – An maßgebender Stelle soll man jetzt der Erhaltung der Tore mehr als seither zuneigen. –

Vielleicht hat man doch noch zur rechten Zeit aufschlußreiche Vergleiche mit München gezogen, das seinen Riesenverkehr durch die verschiedenen, kaum größeren Torbauten schleußt, ohne daran zu denken, sie abzureißen.

Es wäre noch manch anderes zu sagen, denn der Aufgaben sind es viele, die am Münsterplatz, auf dem Weinhof mit seinem Zeughaus, der niedergelegten Synagoge und dem alten Schulhaus, am Hauptwachplatz, in den alten Höfen und Gassen ihrer Lösung harren. – Nur dies eine sei nochmals hervorgehoben und stark betont, es möchte kein einziges neues Bauwesen im inneren, altertümlichen Teil der Stadt Ulm begonnen werden, ohne daß die betreffenden Baupläne einer sehr strengen behördlichen Prüfung unterzogen werden, bei der aber nicht das Urteil eines Baugewaltigen im Sinne des Führerprinzips allein maßgebend sein darf, sondern bei welcher mehrere Bau-sachverständige mitwirken sollen, damit jede einseitige, allzu neuzeitliche, traditionslose Auffassung vermieden bleibt. In diesem Sinne soll sich in jüngster Zeit eine Arbeitsgemeinschaft der Ulmer Architekten gebildet haben, welche die Planung aller wichtigen Stadtteile gemeinsam prüfen und überwachen will. So ist zu hoffen, daß Alt-Ulm in seinem Wesen erhalten bleiben wird, als altertümliche und sehenswürdige Stadt, deren räumlich beschränkter Kern sich so einzigartig aufbaut im Schatten ihres gotischen Münsters, dieses höchsten Steingebildes der ganzen Welt.

Fridolin Rimmele

Tradition im künftigen Ulmer Stadtbild

Über dieses vielumstrittene Thema sprach auf Einladung des Vereins Alt-Ulm am 15. Januar dieses Jahres in überfülltem Saal Landeskonservator Dr. Richard Schmidt, der Leiter des Württ. Landesamts für Denkmalpflege, an Hand ausgezeichneter Lichtbilder von einst und jetzt. Sein mit reichem Beifall aufgenommener Vortrag war im heftigen Widerstreit der Meinungen um den Wiederaufbau der Ulmer Altstadt außerordentlich bedeutungsvoll. Einleitend stellte er gegenüber einem Artikel im „Monatspiegel“ der Ulmer Volkshochschule klar, daß ein Mensch mit Tradition keineswegs für die Zukunft blind nur das Vergangene gegenwärtig hält, vielmehr Neues nur kritisch wertend aufnimmt zu lebendiger Verarbeitung, bis es Früchte trägt. Die Auseinandersetzung über modernes Bauen ist heute erfüllt von gegensätzlichen Schlagworten und Dogmen, die Verwirrung stiften. Moderne Architektur ist nicht nur eine Frage neuer Baustoffe und neuer Konstruktionen, sondern zugleich der künstlerischen Gestaltung, was vielfach abgelehnt wird. Auch der Wiederaufbau unserer zerstörten Städte ist eine praktische und *eine künstlerische Aufgabe*, erst beides zu meistern ergibt die schöpferische Leistung.

Ulm ist in seinem Grundcharakter eine gotische Stadt, auch heute noch bestimmt durch das Münster und reichs-

städtische Großbauten, die entsprechend der künstlerischen Überlieferung Ulms ins neue Stadtbild einzufügen eine hohe Verpflichtung bedeutet. Nicht die Frage „Giebel- oder Traufenhaus“ ist entscheidend. *Beide Hausformen* am rechten Platz angewandt ergeben erst gute Straßensbilder. An Giebeln, an Innenhöfen, in oft fast quadratischen Fensterformen, in bodenständigen Erkern, in typisch ulmischen Dreigiebelhäusern oder auch Doppelgiebeln, wie auch in belebenden Vor- und Rücksprünge der Hausfronten zeigt sich die Eigenart Ulms. Im heutigen Bild fehlt vielfach, z. B. in der Hirschstraße und Walfischgasse, die Senkrechte. Allzuviele waagrechte Parallelen bestimmen den Eindruck, unterstrichen durch das Verschwinden der zu flachen Dächer, so daß nur Dachaufbauten wie „Hundehütten“ unschön aufgesetzt erscheinen. Für den Stadtkern sollten daher grundsätzlich steilere Dächer gewählt werden, entgegen den Bestrebungen der Stadtbauverwaltung, denen z. B. der als Ruine erhaltene gotische Giebel der „Alten Bierhalle“ weichen mußte. Über langen Waagrechten erscheint das Münsterdach störend horizontal. Durchblicke durch enge Gassen ergaben einst die schönsten Münsterbilder. Der Marktplatz beim wieder ausgebauten gotischen Rathaus verlangt sorgfältigste Gestaltung. Neben dem Rathaus und auch im Blick über die Donau würde ein Flachdach als Fremdkörper erscheinen. Statt eines solchen Baues könnte ein Ausbau des spätgotischen Steuerhauses und des Schwörhauses Büroräume schaffen und zugleich Baudenkmal der bester Bürgertradition retten. Den weitbekannten Münsterblick in der Walfischgasse neu zu gestalten, ist nicht gekonnt worden. Eine wunderbare Gelegenheit wurde *hier* nicht ergriffen. Vereinzelt wurde in ulmischem Charakter gebaut, gekonnt z. B. beim Wiederaufbau des „Gouvernements“ bei der Herdbrücke. Häßliche Brandmauer-Reklamen verunzieren das unfertige Stadtbild. Auch die Bauten der Ulmer Bundesfestung verdienen Beachtung und Erhaltung. Für die Altstadt, in der die neue, streckenweise allzu breite Durchbruchstraße zwei schwierige Probleme der Hochbaugestaltung aufwirft, faßte Dr. Schmidt seine sehr beachtenswerten Anregungen zusammen in der Mahnung, einen Rahmenplan für die Hochbauten der Altstadt zu schaffen, der erst die Möglichkeit eröffnet, daß Ulm sein eigenes Gesicht behält, das Jahrhunderte geprägt haben. – Ein Redner „Alt-Ulms“ unterstrich den Willen der Bürgerschaft, daran mitzuarbeiten, da diese Aufgabe ein Herzensanliegen vieler Ulmer sei.

Albrecht Rieber

Präsident Otto Kuhn †

Der Schwäbische Heimatbund würde sich einer Undankbarkeit schuldig machen, wollte er nicht voll Teilnahme des Todes von Präsident Otto Kuhn gedenken. – In unserem Jahrbuch 1932 habe ich anlässlich seines 60. Geburtstages eingehend hervorgehoben, wie weit gespannt das Gebiet seines Einflusses auf die heimatliche Staatsbau-

weise und damit auf die Belange unseres Bundes war und wie sehr sich Kuhn stets bemüht hat, unsere Ziele und Aufgaben nach besten Kräften zu fördern. Er tat dies mit vollem Bewußtsein hoher Verantwortung der schwäbischen Heimat gegenüber. Er hat aber auch oftmals ohne ausgesprochene Absicht manches für uns getan, was lediglich seinem, im vaterländischen Boden verwurzelten natürlichen Empfinden entsprang und was manches Baudenkmal und dessen unmittelbare Umgebung geschont, gerettet und verbessert hat. – In ganz besonders hohem Maße sei hier dankbar anerkannt, wie tatkräftig mich Präsident Kuhn in der Pflege des Klosters Maulbronn, eines der bedeutendsten Baudenkmale Deutschlands, jederzeit unterstützt hat. – Auch als die Finanzlage des Staates eine überaus mißliche war, wußte Kuhn die von mir für Maulbronn angeforderten, zum Teil recht erheblichen Mittel stets zu erwirken. – So ist die weitgehende Pflege der klösterlichen Bauanlage, die Überführung von privatem Grundbesitz innerhalb der Klostermauern ins staatliche Eigentum und damit in den erwünschten Denkmalschutz letzten Endes dem großen Verständnis zu verdanken, das Kuhn solchen Forderungen entgegenbrachte. Nicht hoch genug kann seine Opferbereitschaft geschätzt werden, denn ohne Kampf und ohne Verzicht auf andere, dringende Bauforderungen, vermochte auch er die nötigen Baumittel für das Kloster nicht bereit zu stellen. – Wenn Kuhn auch selbst nicht Hand anlegen konnte, um dieses oder jenes staatliche Baudenkmal zu erhalten und zu schützen, so hat er doch mit Umsicht darüber gewacht, daß alle ihm unterstellten Bezirksbauämter in dieser Hinsicht zum Nutzen unseres Heimatbildes gearbeitet haben. Für das Dritte Reich fehlte Kuhn die notwendige diplomatische Nachgiebigkeit. Rücksichtslos und mutig vertrat er der Partei gegenüber die Interessen der ihm anvertrauten staatlichen Bauverwaltung. Bei seinem hohen Pflichtbewußtsein traten seine eigenen, persönlichen Belange hierbei völlig in den Hintergrund, und so kam es, daß er in einem Akt schönester Undankbarkeit und gänzlicher Mißachtung seiner bedeutenden Verdienste von einer Stunde auf die andere aus seinem Amte scheidend mußte. Auf solch brutale Art von seiner Werkbank noch im Vollbesitz seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit verdrängt zu werden, wäre geeignet gewesen, auf seinen Lebensabend tiefe Schatten der Verbitterung zu werfen. – Aber wie so oft erwies sich auch dieser harte Schicksalsschlag gegen den Willen der damaligen Machthaber nachträglich als sehr heilsam. – Präsident Kuhn hätte sich in der Folge bei den auf dem Baumarkt eingetretenen Schwierigkeiten zweifellos aufgerieben und seine Kräfte vorzeitig erschöpft. – So aber konnte er sich in der ihm aufgezwungenen Ruhe des Alters, von seiner Frau liebevoll gepflegt, von einem seiner Söhne in Balingen ärztlich überwacht und betreut, sein Dasein verlängern und seine letzten Jahre, von Kindern und Enkeln umgeben, im vergoldenden Scheine seines Familienglückes bis zur Neige genießen, ohne unter der Last von 79 Jahren leiden zu müssen.

Fridolin Rimmele

Gegen die Außenreklame in der Landschaft

Die Außenreklame hat jetzt, da es der Wirtschaft auf verschiedenen Gebieten wieder gut geht, zunächst innerhalb der Städte sich sehr rasch erholt und frühere Zustände nicht bloß erreicht, sondern weit überschritten. Der deutlichste Beweis dafür ist, daß sogar jetzt der Bahnhofturm in Stuttgart für Lichtreklame in Anspruch genommen werden soll, was vor dem Krieg wirklich niemand gewagt haben würde. Es werden jedoch für eine derartige Reklame so hohe Summen bezahlt, daß die in Geldnöten steckende Eisenbahnverwaltung sogar geneigt erscheint, diesen Reklamewünschen nachzukommen. Jedermann wird dies bedauern. Wer Stuttgart in der Nacht in seinem Farbschmuck sieht, legt sich immer wieder die Frage vor, ob sich denn diese ungeheuren Kosten auch bezahlt machen und ob man in heutiger Zeit auch nur den Stromverbrauch verantworten kann, von Schädigung der Augen, von Verletzung des guten Geschmacks, von der Beeinträchtigung des Stadtbildes ganz abgesehen. Ähnliche Gedanken kommen uns auch, wenn wir zweimal am Tag den Werbefunk über uns ergehen lassen müssen. Noch mehr empört sind wir aber, wenn Lautsprecherwagen durch die Straßen brüllen, die irgendwelche Geschäftsreklame machen. Diese Entwicklung darf unter keinen Umständen geduldet werden, denn die Nerven der Menschen unserer Zeit sind ohnehin überbeansprucht, und Lautsprecher sollten nur für ganz bestimmte lebensnotwendige Mitteilungen zugelassen werden. Fast noch schlimmer aber ist, daß nunmehr die in den verflossenen Zeiten fast ganz verschwundene Landschaftsreklame ihr Haupt wieder erhebt. Die Firmen, die solche Reklame machen, müssen sich aber darüber klar sein, daß es nicht mehr lange dauern kann, bis der Landschaftsreklame endgültig der Garaus gemacht wird und daß dann die Ausgaben umsonst gemacht wurden. Landschaftsreklame ist eines Kulturvolkes schlechterdings unwürdig, wenn es auf so engem Raum wohnt wie wir Deutschen. In anderen Ländern mag das anders sein, sie haben auch eine andere Geschichte, eine andere Struktur und ihre Menschen eine andere seelische Haltung. Wir sind nun einmal ein naturliebendes und wanderndes Volk, und wir wollen nicht, daß in die Landschaft der Markt der Stadt hinausgetragen wird. Viele sorgenbeladene, ermüdete und erkrankte Menschen, die das Schicksal schwer getroffen hat oder die in den Fabriken und auf dem Büro hart arbeitenden Männer und Frauen, die unter Umständen in Mietskasernen wohnen und keinen Anteil an einem Gartenland haben, aber auch alle, die Freude und Erholung in der Natur suchen, verabscheuen die Landschaftsreklame, selbst dann, wenn sie im Autobus an einem Plakat rasch vorüberfahren. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß solche Plakate überhaupt noch beachtet und

gelesen werden, wohl aber tragen sie dazu bei, daß die für Menschenleben verantwortlichen Fahrer die Verkehrszeichen nicht mehr sehen oder nicht mehr beachten, so daß dadurch Unglücksfälle entstehen, wie die Erfahrung zeigt.

Wie aber steht es mit der Wirtschaftlichkeit der Außenreklame, von der behauptet wird, sie sei erzeugungssteigernd, während sie doch höchstens eine Verlagerung von Firma zu Firma innerhalb des festliegenden Gesamtverbrauchs und der Gesamterzeugung mit sich bringt? Wilhelm Münker, der im Auftrage des Deutschen Heimatbundes seit Jahrzehnten die Arbeitsgemeinschaft gegen die Auswüchse der Außenreklame leitet und der auch heute noch im Sinne aller Heimatschutzbünde und in deren Auftrag tätig ist, führt darüber folgendes aus:

„1. Die *Markenhersteller* umfassen eine nur kleine, freilich aber sehr rührige, kapitalkräftige und dabei recht rücksichtslose Gruppe. Bei den in Frage kommenden Großfirmen handelt es sich nur um *einige Dutzend*, das heißt einen *winzigen Teil der deutschen Gesamtwirtschaft*.

2. Die fragliche Außenreklame wirkt *nicht erzeugungssteigernd*, sie kann nur eine *Verlagerung* im Anteil an der an sich festliegenden Gesamterzeugung bewirken. Dazu einige Beispiele:

- a) wenn man *sämtliche Bäume und Telegrafstangen* längs den Straßen für *Reifenreklame* (Continental, Dunlop, Veith, Phönix, Metzeler sowie ausländische Marken) freigäbe, wird deshalb ein einziger Reifen mehr verbraucht?
- b) Wenn *Salamander*, die als einzige Schuhfabrik soviele Ortschaften verunstaltet, noch die zehnfache Zahl von Schildern aufhinge, wird deshalb ein einziges Paar Schuhe mehr verschlissen?
- c) Der *Bankverein* (früher Commerzbank) gibt ein sehr schlechtes Beispiel durch Bahnstreckenreklame (an Hinterhäusern und Schuppen). Wenn auch die übrigen Großbanken sowie sämtliche Spar- und Darlehenskassen zu solcher Belästigung der Zugreisenden griffen, würde deshalb ein einziges Bankgeschäft mehr verbucht?
- d) Wenn die *Brauereien* (die Gastwirte sind an der aufgebauchten Reklame der letzteren unschuldig, möchten sie vielfach sogar lieber verschwinden sehen) sämtliche Gaststätten mit einer vielfachen Zahl von Schildern und Leuchtkästen bis zum Giebel bepflastern, wird deshalb ein einziges Glas Bier mehr getrunken?

An immer mehr Gaststätten schwirren jetzt die roten *Coca-Cola-Schilder* an. Wir wollen die Doktorfrage offenlassen, ob diesen mit Fug und Recht die *Gleichberechtigung* abgesprochen werden kann. Sicher aber

ist, daß bei Duldung bald noch *andere* hinzukommen, vor allem die großen *Weinbrandschilder* für Dujardin und Scharlachberg (und bei uns Jacobi).

- e) Wenn den *Waschmittelfabriken* gestattet würde, mit Schildern, Licht und Bild jede Wand, jeden Giebel und jedes Dach einer Großstadt zu beglücken, wird deshalb ein einziges Päckchen Waschmittel mehr gekauft? Wäscht eine Hausfrau deshalb und wäscht sich einer dieser Reklame zuliebe mehr? Sind wir überhaupt ein so *ungewaschenes Volk*, daß wir uns solches Reklamegeschrei im öffentlichen Raum immer wieder gefallen lassen müssen?

3. Wer etwa bei *Genuß-, Luxus- und Schönheitsmitteln* eine mittelbar verbrauchsteigernde Wirkung – also durch die suggestive Kraft der ständigen Erinnerung an solche Mittel – bejahen sollte, der werde sich darüber klar, ob nicht schon die *Duldung* eines ohnehin so bedenklich hohen Verbrauchs gerade genug sein müßte und ein Anreiz zu vermehrtem Verbrauch – ausgesprochen im öffentlichen Raume – bei einem nahezu bankerotten Volk einfach unverantwortlich ist.

Besonders gründlich werden die Wirtschaftsministerien die Frage der *Zigarettenreklame im öffentlichen Raume* prüfen. Die Zigarette ist eine *Devisenfresserin ersten Ranges*. Genügt es nun nicht, wenn jeder soviel rauchen darf als er mag? Muß unbedingt noch die riesige *Plakatreklame* für Mehrverbrauch im öffentlichen Raume werben? Mit der Zigarettenreklame aber wird die ganze öffentliche Anschlagreklame vermutlich hinfällig, weil kaum noch rentabel.

4. Ein besonders schlimmer Auswuchs ist die *Arzneimittelreklame* mit Schildern, Attrappen und bewegten Figuren an Apotheken und Drogerien. Es mag genügen, darauf hinzuweisen:

- a) daß es das *Propagandaministerium* war, das das Verbot der Arzneimittelreklame aufhob – ein für die *Volksgesundheit* höchst bedenklicher Schritt;
- b) daß der *Reichsapothekerführer* stramm dagegen war und selbst mit eigener Hand und Zange die besuchten Apotheken von Schildern befreite.

5. Der Staat, in diesem Falle die Wirtschaftsministerien, haben für *ausgleichende Gerechtigkeit* zu sorgen. Sie dürfen also im öffentlichen, allen gehörenden Raume, nicht eine Reklame begünstigen, die nur die Großen und ganz Großen sich leisten können, also wegen der gewaltigen Kosten den mittleren und kleineren Betrieben, erst recht Anfängern, einfach unerschwinglich und darum unsozial ist.

6. Manche Großfirma würde von sich aus gar nicht daran denken, solche Störenfriede in das Orts- oder Landschaftsbild hereinzubringen. Bei manchen ist es die Großmannssucht der *Reklamechefs*, die gerne an jeder Straßenecke oder jedem dritten Haus ihre emaillierten Kinder sehen möchten. Vor allem aber ist es der Wunsch, dem *Wettbewerber* keinen *Vorsprung* zu lassen. In die-

sem Sinne war es uns, vor Aufkommen des Werberates der deutschen Wirtschaft bzw. des Propagandaministeriums gelungen, eine ganze Anzahl von Großfirmen zu der Erklärung auf *Verzicht* zu bewegen, *wenn auch die Wettbewerber mitmachten*.

7. Die bisher einzige *Bemängelung der Flugschrift* – „Reklame-Kultur? Heimatpflege oder Verkrämung des öffentlichen Raumes“ – ist im Grund auch bejahend eingestellt. Sie stammt von behördlicher Seite. Sie erkennt an, daß wir mit Recht die preissteigernde Wirkung dieser Außenreklame erwähnt hätten, indem die Kosten selbstredend auf die Selbstkosten draufgeschlagen würden.

Der Einsender sagt aber, es müsse ganz stark betont werden, daß *letzten Endes der Staat diese Kosten bezahle, indem die Großfirmen solche als Werbungskosten selbstredend an der Körperschaftssteuer abzögen*.

Dieser Gesichtspunkt wird auch allen Wirtschaftsministerien zu denken geben, eben weil es sich hierbei um *zahllose Millionen* handelt und in der Tat nach den heutigen Bestimmungen der *Abzug an der Steuer* gestattet ist. Wahrscheinlich wird schon das Jahr 1951 entscheiden, ob unser Heimatbild fortan ein deutsches oder ein amerikanisches sein wird.

Da wage ich zu hoffen, daß gerade die Wirtschaftsministerien klar erkennen werden, was da *echtes wirtschaftliches Bedürfnis* und was da *aufgebauchte Übertrumpfung* amerikanisches Gepräges ist, von der wir bis jetzt erst die Anfänge sehen.“

Man kann diesen Ausführungen nur Wort für Wort zustimmen, und es besteht für unser Land nicht der geringste Anlaß, daß dieser Wettstreit nun auch in der Landschaft ausgetragen wird. Von der Außenwerbung im Stadtbild wird ein andermal die Rede sein.

Hans Schwenkel

Waldensersforschung

In der Woche vor Weihnachten waren M. Marcel Maget, Abteilungsdirektor im „Musée National des Arts et Traditions Populaires“ in Paris, und sein Assistent Soulier in Württemberg, um sich in den Waldenserorten umzusehen. Durch Vermittlung von Administrateur Jean Dollfus in Mainz arbeiteten sie zusammen mit der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde und einigen einheimischen Sachverständigen in Fragen der Waldensersforschung, vor allem mit Studienrat Dr. Friedrich Vogt in Böblingen (vgl. Schwäbische Heimat 1950, S. 217 ff.). Das Ziel des französischen Unternehmens war es, einen ersten Überblick über die Möglichkeiten volkskundlicher Forschung in den welschen Orten des Landes zu gewinnen und die Verbindung zwischen französischen und deutschen Gelehrten herzustellen, die auf diesem Gebiet der Wissenschaft etwas beizutragen haben.

Marcel Maget hat die Absicht, Vertreter verschiedener Fachrichtungen zusammenzuführen und mit ihrer Hilfe zu untersuchen, wie weit, wie stark und unter welchen

Einflüssen sich die vor 250 Jahren Eingewanderten bis heute verändert haben, und inwieweit sie noch das Bild ihrer Väter tragen. Es geht also nicht darum, nur festzustellen, was von der alten Art etwa unberührt geblieben ist, sondern darum, das Zeitmaß, die Art und die Stärke der Vermischung aufzudecken. Die neuesten Methoden der verschiedenen Wissenschaften werden dabei anzuwenden sein, und je nach dem Sachgebiet dürften bald die deutschen, bald die französischen Forscher das Wort haben. Wird die Arbeit in diesem großzügigen Sinn durchgeführt, so mag sie am Beispiel eines abgetrennten Volksteils, eines Inselgebiets des Volkstums, zu neuen Einblicken in bewegende Kräfte des Volkslebens führen. Für die deutschen Vertreter war der tägliche Umgang mit den französischen Kollegen äußerst anregend und fruchtbar. Eindrucksvoll war es, zu sehen, wie in den einzelnen Orten die waldensische Bevölkerung immer wieder ihre Freude darüber ausdrückte, daß man sie so ehren und ihrem Schicksal so große Bedeutung schenken möchte. Daß auch die zuständigen hohen staatlichen Stellen der geplanten gemeinsamen Forschung fördernde Teilnahme entgegenbringen, zeigte ein informeller Empfang der kleinen französischen Kommission durch die Kultminister von Württemberg-Hohenzollern und Württemberg-Baden.

Ausstellung Neuweiler

„So sind gar manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn!“

Unter diesem Sinnspruch fand am 27./28. Januar 1950 in Neuweiler (Kreis Calw) eine Ausstellung statt, welcher wider Erwarten großes Interesse entgegengebracht wurde. Mehrere Sammler aus dem Kreisgebiet hatten ihre Ergebnisse zu einer ansprechenden und lehrreichen Ausstellung vereint. Im einzelnen waren über 20 Originalurkunden und Kopien des ehemaligen Stabsorts Neuweiler zu sehen; eine sehr sorgfältig aufgebaute Sammlung „Entwicklung des Briefes“, eine mit Unterstützung von Frau Dr. Sporhan-Krempel zustandegekommene Reihe von Originalpapieren und Wasserzeichen, eine an 200 Siegel umfassende Reihe „Entwicklung des württembergischen Wappens“, eine kleinere Münzsammlung, welche den in jüngster Zeit gemachten Silbergeldfund aus Schönbronn zeigte; endlich waren die Zeugensteine der Waldgemeinden, erläutert durch eine humorvolle Erklärung in Wort und Bild, zu sehen. Als Prachtstück einer umfangreichen Reihe von Bibeln, Schul- und Gesetzbüchern war eine aus Neuweiler Privatbesitz stammende Endter-Bibel aus dem Jahre 1649 aufgelegt. Die beiden Schulräte des Kreises, der Kreisheimatpfleger, sowie mehrere Ortsgruppen des Schwarzwaldvereins zählten zu den Besuchern. Aus allen ehemals zum Stabe Vogtsberg gehörigen Gemeinden waren Vertreter, meist die Lehrer, erschienen. Es ist geplant, die lehrreiche Ausstellung in einigen Orten des Kreises zu zeigen; den Aufbau derselben hatte Lehrer Pabst-Neuweiler als Chronist des Vogtsberger Amtes übernommen.

Arbeitsgemeinschaft Tracht und Brauch

Die Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Tracht und Brauch in Württemberg“ in Plieningen am 14. Januar 1950 war dem bäuerlichen Gewand gewidmet und bestand im Grunde aus einer Art „Kleiderschau“, die – unter Leitung von Dr. A. Walzer – im Kreise der Tagungsteilnehmer diskutiert und kritisch beleuchtet wurde, und zwar mit viel gegenseitigem Verständnis, wie aus den viel gebrauchten Worten: „So isch no au widder“ hervorging. Denn man stand auf verschiedenen, wenn auch nicht entgegengesetzten Seiten. Und dies war ganz richtig so. Hier waren die Vertreter des „bäuerlichen Stillkleides“, dort des sogenannten „Gruppenkleides“, dann wieder die der „Tracht“, und endlich waren da sogar einige, die davon sprachen, daß das „notwendige und zeitgemäße Einzelmenschentum“ (!) sich auch in der Tracht auszudrücken habe.

Gezeigt wurden keine alten Trachten, sondern Kleidungsstücke, wie sie gegenwärtig – zum Teil in Anlehnung an die alten Trachten, zum Teil auch im Anschluß an unsere zeitgenössische Männer- und Frauenkleidung – im Kreise des Bundes der Landjugend (im Bauernverband Württemberg-Baden e. V.) im Entstehen begriffen sind. Führend ist dabei ein Kreis, der unter K. Wager von Spiel und Tanz her zu der Forderung der Überwindung des Kleiderwirrwarrs kam und diese Forderung nicht nur theoretisch äußerte, sondern auch bis zu einem gewissen Grad praktisch verwirklichte, wobei mit der Herstellung von selbstgewebten Stoffen (zuerst in Ulm, dann in Plieningen) der Anfang gemacht wurde. Zur Stelle war sodann die Haigerlocher Webschule (Fräulein Siegele), deren Fürsorge sich auf das Handwerkliche und den Schnitt, sowie die Schaffung eines bäuerlichen Stillkleides erstreckt. Endlich war die Württembergische Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft mit ihren bereits serienmäßig hergestellten Schöpfungen vertreten.

Vorgeführt wurden Burschen- und Mädchenkleider. Zu den Burschenkleidern ist zu sagen, daß die Stiefelhose in leichtem Breechesschnitt meist aus Velveton in schwarz allgemein üblich war. Die Zulässigkeit einer langen Hose ohne Aufschlag wurde viel erörtert. Auf die Verwendungsmöglichkeit der Lederhose wurde hingewiesen. Die vorgeführten Jacken gaben Anlaß zu einer lebhaften Aussprache. Die in blau und schwarz ausgeführte Ärmelweste, die an die übliche Kletterweste erinnerte, jedoch Rockaufschläge hatte, und zur langen Hose gezeigt wurde, rief heftige Kritik hervor (Ähnlichkeit mit der Uniform eines Boys). Großer Beliebtheit erfreut sich – wir dürfen vielleicht sagen: zur Zeit – der Janker baye-rischer Art. Mit Recht wurde der Ruf nach der Joppe laut (Baur), die ein Hauptbestandteil der alten Tracht war und infolge ihrer Taschensäcke, sowie des hohen Kragens sehr praktisch ist. Die Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft wartete mit dem Kleidungsstück auf, das allezeit der besondere Stolz des Trachtentragenden war, dem blütenweißen Leinenhemd mit passendem

schillerkragenartigem Verschluss. Es wurde ohne Kra-
watte, jedoch mit der „Hemmed-Schnall“ (Silber) ge-
zeigt. Wichtig ist, daß man sich in den gezeigten bäuer-
lichen Kleidungsstücken von der Farbigkeit der alten
Männertrachten hat anregen lassen (rote Westen). Die
vorgeführten Mädchenkleider wiesen durchweg Mieder-
schnitt auf, das heißt sie bestanden aus einem Mieder-
rock, einer Halbleinen- oder Vistrabluse und – sofern der
Rock keine Borten hatte – einer Schürze. Während die
Haigerlocher Webschule gutgeschnittene bortenlose Klei-
der mit Schürzen zeigte (auch aus Kemnat war ein ähn-
liches Kleid zu sehen), brachten die Echterdinger Mäd-
chen Bortenmiederröcke von hohem Farb- und Form-
gefühl zur Schau. Auch ein passendes Jäckchen wurde
vorgeführt. Von der heutigen Mode angeregte Stillkleider
sind die Festtagskleider der Haigerlocher Webschule.
Erfreulich war, daß nichts „Grundsätzliches“ die Vielfalt
des Dargebotenen störte. Das Bemühen war offensicht-
lich, das durch keine Vorschriften eingeengte Leben selbst
sprechen zu lassen. Klar ausgesprochen wurde vor allem,
daß nur solche bäuerliche Kleidung, die gern getragen
würde und ihrem Träger Freude mache und gefiele, echt
sei; mit Gemachtem und Gewolltem sei nichts zu er-
reichen, jede Absicht verstimme. Vieles blieb so offen.
Manches wurde nur angedeutet. Die Frage: Anlehnung
an die alte Tracht oder an die Kleidung der Neuzeit
kann nicht einseitig entschieden werden. Beides ist mög-
lich. Vergessen wir nicht, daß ehemals auch die Bestand-
teile unserer alten Trachten zeitgenössische Kleidungs-
stücke waren. Einen Spielraum – darüber war man sich
im klaren – sollte es auch dafür geben, ob eine Gemeinde
mehr stadt- oder mehr landnah ist. Dabei wird sich eine
starre Abgrenzung nach einzelnen Orten, wie sie von
bestimmter Seite aus angestrebt wird, heute im Zeitalter
des raumüberwindenden Verkehrs, nicht durchführen
lassen, bzw. sie würde unecht sein.

Erstaunlich war die allgemeine Ablehnung allzu großer
Einheitlichkeit in der Kleidung innerhalb der einzelnen
örtlichen Gruppen. Wurde doch zum Teil sogar Rücksicht
auf die Persönlichkeit des Kleidertragenden gefordert.
Bezeichnend war in diesem Sinn auch der häufige Ge-
brauch des vieldeutigen Wortes „Gruppenkleid“ und die
Abneigung gegen das Wort „Tracht“. Gerade hier wurde
deutlich, daß die Erneuerung des bäuerlichen Gewandes,
wie sie sich heute zu vollziehen scheint, in ihren Bedin-
gungen und Voraussetzungen nicht ohne weiteres mit der
Entstehung der alten Trachten verglichen werden kann.
Dies gibt zu bedenken, und zwar darum, weil die alte
Tracht die Einheitskleidung von Menschen bildete, die
noch in naturgegebenen oder von Gott geordneten äußeren
und inneren Bindungen lebten und der Gefahr der
Vereinzelung noch nicht erlegen waren. Dies wurde nicht
ausgesprochen, daß das Übel unserer Zeit, eben das Ein-
zelmenschentum, auch von der Kleidung her, oder besser
durch und über die Kleidung überwunden werden sollte,
und daß mindestens eine einheitliche und gemeinsame
Kleidung der Ausdruck eines Menschen sein müßte, der

hin zu den verlorenen Bindungen strebte. Und gerade
darum ging es, daß die Landjugend sich bewußt würde,
daß das von ihr erstrebte Gruppenkleid von Menschen
zu tragen wäre, die damit zum Ausdruck bringen möch-
ten, daß es ihnen um echte Gruppenbildung zu tun ist.
Dabei könnten selbstverständlich die gruppenbildenden
Faktoren jeweils voneinander abweichen, ebenso könnte
der persönlichen Gestaltungsfreude des einzelnen (etwa
im Schmuck, in der Art der Stickerei, in Form und Farbe
der Borten – wohl aber kaum in der Farbe des ganzen
Gewandes –) ein gewisser Spielraum gegeben werden.
Was unter Gemeinschaft von Fall zu Fall verstanden
wird, müßte dabei sinngemäße Form gewinnen. Wie sehr
es gerade hierin noch an einem tiefsten einheitlichen Be-
zug fehlt, wurde bei der Erörterung des Sonntagskleides
deutlich. Es wurde ausgesprochen, daß ein Sonntagskleid
voraussetze, daß man wisse, was „man dem Sonntag
schuldig sei“. Die Undeutlichkeit dieser Formulierung
läßt tief blicken. Immerhin ist die Frage die, wie gibt
man dieser Schuldigkeit in der Kleidung Ausdruck? Wird
dabei religiöse, christliche, kirchliche Abhängigkeit aus-
gedrückt (zum Beispiel: kann man in Stiefelhosen einen
Gottesdienst besuchen)? So tat Ministerialrat Hassinger
in mehr als einer Hinsicht recht daran, auf der nach-
mittäglichen Festversammlung der Landjugend Ehrfurcht
zu fordern für die alte Tracht und Verständnis für die
Umstände, unter denen sie entstanden ist. Auch in der
Trachtenfrage sollten sich Pflege des Alten und Förde-
rung des Neuen ergänzen.

Die Vereinstätigkeit in den Monaten November und Dezember 1950

Das Erscheinen des Heimatbuches 1949 gab Veranlassung
zu einer Anzahl von Mitgliederzusammenkünften, wobei
das Buch verteilt, die Ehrenzeichen für über 25jährige
Mitgliedschaft verliehen und kleinere Referate gehalten
wurden. Besonders gut wurde dabei der Kreis Calw durch
unsere Kreisheimatpfleger Dr. Schmidt-Ebhausen er-
faßt, der drei Zusammenkünfte in Calw, Nagold und
Neuenbürg durchführte, die von der Presse stark beach-
tet wurden, weil dabei zugleich Tagesfragen von heimat-
pflegerischer Bedeutung zur Sprache kamen. Anlässlich
der Kirchheimer Zusammenkunft sprach Studienrat
O. Lau über die Landnahme durch die Alemannen. Stu-
dienrat Lau übernahm an diesem Abend zugleich das
Amt des Heimatpflegers für Kirchheim/Teck. Auch in
Heilbronn und Aalen konnten neue Heimatpfleger ge-
wonnen werden, in Heilbronn in Architekt H. Röhm,
Oststraße 5, in Aalen in Herrn Reinhard Schnez, Rom-
bacherstraße 21. In Heilbronn und Ludwigsburg sprach
Dr. Schahl über den Wiederaufbau von Stuttgart. Die
Anwesenheit der Familienangehörigen machte alle diese,
mit Ausnahme der Calwer, in bewirtschafteten Räumen
durchgeführten Zusammenkünfte zu kleinen geselligen
Festen. Besonders gelungen war der von Heimatpfleger
Fr. Schmückle veranstaltete Leonberger Abend.

Wir bitten unsere Heimatpfleger um Zusendung kurzgefaßter Tätigkeitsberichte für 1950, die nach Möglichkeit in der Zeitschrift zur Veröffentlichung kommen sollen.

Tätigkeitsbericht der Ortsgruppe Schwäb. Gmünd

Ziel des ersten Ausflugs am 6. August 1950 war das Salzbergwerk Kochendorf. Die Omnibusfahrt stand unter dem Motto: „Eile mit Weile.“ Der Welzheimer Wald und die Gegend um Marbach a. N. ließen deutlich die Eigenart der Keuper- und Muschelkalklandschaft erkennen. In Marbach selbst wurde die wenigen bekannte und unverfälschte Alexanderkirche, sowie vor Mundelsheim die wegen vollständiger Ausmalung einzigartige Kilianskirche besichtigt. In Steinheim an der Murr galt der Besuch der Kiesgrube mit der Fundstelle des Urmenschen. Nach Besteigung der Felsengärten folgte ein Aufenthalt vor Lauffen a. N., wobei angesichts der Talmäander Flußgeschichtliches demonstriert werden konnte. Geologische Betrachtungen schufen unterwegs die Grundlagen zum Verständnis der Salzlager in Kochendorf. Nach Besuch des Bergwerks galt der nächste Aufenthalt dem Kernerhaus in Weinsberg. Dank der feinsinnigen Führung durch Vorstand Otterbach gestaltete sich dieser zu einem besonderen Erlebnis. Zuletzt war noch Zeit zur Besichtigung der Walderichskirche und -kapelle in Murrhardt. Am 3. September mußte die gleiche Fahrt wiederholt werden.

Eine heimatkundliche Fahrt am 21. Oktober führte nach Kloster Adelberg, woselbst Studienrat Meyer einen Abriß über Werden und Vergehen gab. Im nächsten Ziele Wäschenbeuren gab Heimatforscher Käßer mit wahrer Begeisterung einen Einblick in die Geschichte des Dorfes. Die im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des 1945 weitgehend zerstörten Dorfes vorgenommenen Grabungen lassen an den angeschnittenen Kulturschichten und Funden manchen Einblick in die Geschichte des Dorfes ablesen. In zwei Baugruben kam eine keltische Siedlung zutage, die durch A. Nuber-Gmünd aufgenommen werden konnte.

Am 18. November brachte eine Führung im hiesigen Heimatmuseum durch Kustos Keck, die mit Liebe und feinem Verständnis durchgeführt, die Kostbarkeiten, die durch alle Kriegswirren erhalten geblieben, den Teilnehmern näher. Den Abschluß des Jahres bildete am 16. Dezember ein Vortrag von A. Nuber über „Neue Bodenfunde unserer Heimat“, der besonders wertvoll war, weil der Redner auf eigene Forschungen sich stützen konnte, wobei auch die Funde in Wäschenbeuren, die aufgelegt waren, wissenschaftliche Auswertung fanden.

Die Ortsgruppe Leonberg im Jahre 1950

Lichtbildervortrag von Dr. O. Feucht über die Bedeutung der Hecken, Gehölze und des Waldes für Mensch und Tier. Der Vortrag wurde von Angehörigen aller Berufsschichten besucht. Der Saal war überfüllt.

27 Zeitungsberichte aus der Feder des Heimatpflegers über die Tätigkeit der Ortsgruppe und des Bundes, die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“, die Leonberger Fachwerkhäuser, die Lehrfahrten und sonstigen Veranstaltungen der Ortsgruppe u. a. Für diese Unterstützung des Bundes und der Ortsgruppe sei auch hier dem Inhaber und Schriftleiter der Kreiszeitung bestens gedankt.

Das erste maschinenschriftlich hergestellte Mitteilungsblatt, in dem den Mitgliedern die Bekanntmachungen der Ortsgruppe zur Kenntnis gebracht werden. Im Jahr 1950 gingen den Mitgliedern zehn solcher Blätter zu.

Fühlungnahme mit dem Heimatverein Weilderstadt und Werbung desselben als Kollektivmitglied des Bundes.

Vermittlung von Beiträgen zur Instandsetzung alter Fachwerkbauten und Überwachung der Instandsetzungen unter Beachtung der Anweisungen des Landesamts für Denkmalpflege.

Besuch mit 30 Mitgliedern und Gästen in den Ateliers der Künstler von Graevenitz, Jäger und Frl. Wöhrle auf Schloß Solitude.

Erste Mitgliederzusammenkunft im Gasthaus „Krone“ zum geselligen Beisammensein unter Anwesenheit des Bundesleiters Präsident Dr. Neuschler.

Wiederholung des Vortrags von Dr. O. Feucht in Gerlingen. Der Vortrag war hier im Verhältnis ebensogut besucht wie in Leonberg.

Aufruf in der Leonberger Zeitung: „Lernt die Heimat kennen.“ Mehrere Studienfahrten, die in diesem Aufruf angekündigt waren, sind recht gut verlaufen und beliebt geworden. Die Beteiligung war sehr gut.

Zweite, gut besuchte Mitgliederzusammenkunft im Dezember im Gasthaus „Krone“, bei der Dr. Schahl sprach und der Heimatpfleger einen gedrängten Rückblick und Ausblick und einen Überblick über den Stand der Mitgliederzahl gab. Diese betrug im Jahre 1936 nur 16 und ist jetzt auf 99 angewachsen. Sechs Mitglieder wurden an diesem Abend als Jubilare geehrt und ihnen die Plakette für 25jährige Mitgliedschaft überreicht.

Im übrigen sind etwa ein Dutzend ausführliche Tätigkeitsberichte und Vorschläge zur Förderung des Bundes, als auch die Berichte über die Äußerungen der Mitglieder zur Zeitschrift des Bundes sowie der Schriftverkehr aus Anlaß der Mitgliederwerbung u. a. ein nicht unwesentliches Stück im Berichtsjahr gewesen.

Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktage

Die bei der zweiten Freiburger Orgeltagung 1938 ins Auge gefaßte „Oberschwäbische Orgeltagung“ wird nun 1951 in der Zeit vom 30. Juli bis 4. August in Ochsenhausen (im Klostergebäude) stattfinden können. Träger der Veranstaltung sind: der Schwäbische Heimatbund, Stuttgart, der konstituierende Rat für die Oberschwäbische Orgeltagung und die Stuttgarter Singgemeinde (im Arbeitskreis für Hausmusik). Montag, 30. Juli, ist

Anreisetag, Samstag, 4. August, ist Heimreisetag. Da nicht nur Orgelspezialisten, sondern auch Sing- und Barockfreunde zu erwarten sind, wird die eine Hälfte jedes der vier Arbeitstage so eingerichtet, daß neben Orgelreferaten usw. ernsthafte Singarbeit (Leitung W. Kendel) betrieben wird (alte und neue Musik). Die andere Hälfte jedes Arbeitstages wird durch Omnibusfahrten, an der beide Arbeitsgruppen teilnehmen, ausgefüllt (Leitung W. Supper). Diese Fahrten führen nach Rot-Ottobeuren, Weingaren-Weißenu, Obermarchtal-Zwiefalten, Steinhausen-Buchau. Es sollen dort nicht nur die alten, wertvollen Barockorgeln kennengelernt werden, sondern auch die im oberschwäbischen Landschaftsraum in so reicher Zahl vorhandenen Barockbauten.

Die Tagungsgebühr wird voraussichtlich 20.- DM betragen (ohne Verpflegung), wozu noch die Kosten für die Studienfahrten (durchschnittlich je 3-4 DM) treten werden. Für Studierende besteht die Möglichkeit einer Gemeinschaftsverpflegung im Kloster Ochsenhausen zu 2.50 DM einschließlich Übernachtungskosten. Außerdem sind noch Zuschüsse zu erwarten, so daß insbesondere die Kosten für die Studienfahrten für Studierende sich ermäßigen lassen. Für Studierende beträgt die Tagungsgebühr nur 7.- DM, für *Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes* 12.- DM. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart, Urbanstraße 12, bis spätestens 15. Juni 1951. Frühzeitige Anmeldung ist erwünscht.

Das Sommerprogramm des Heimatbundes

Der Schwäbische Heimatbund führt auch dieses Jahr wieder eine Anzahl von Studien- und Lehrfahrten unter Benützung von Omnibussen durch, außerdem haben wir vier Sonntagnachmittags-Wanderungen vorgesehen. Die Jahreshauptversammlung des Bundes, die der Frage des Wiederaufbaus unserer zerstörten Städte gewidmet sein soll, wird vom 16. bis 17. Juni in Heilbronn stattfinden.

Die Fahrten werden unter sachkundiger Führung ausgeführt. Die angegebenen Preise umfassen Fahrt, Führung, Eintrittsgelder und gegebenenfalls Übernachtung mit Frühstück. Die Mittelsitze sind um ein Drittel billiger als die übrigen Plätze. Die unten genannten Teilnehmergebühren gelten mit Vorbehalt, da sie nach dem jeweiligen Stand der Treibstoffpreise festgesetzt werden müssen. Wir bitten um rechtzeitige Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Urbanstraße 12, Erdgeschoß. Für die Aufnahme in die Teilnehmerliste entscheidet die Reihenfolge der Anmeldungen. Anmeldung verpflichtet zur Bezahlung der Fahrt. Etwa 14 Tage vor jeder Fahrt geht den Teilnehmern eine Benachrichtigung mit Angabe des Fahrtverlaufes zu.

Zuschlag für Nichtmitglieder je Fahrt DM 1.-.

Abfahrt aller Omnibusse: Karlsplatz in Stuttgart.

Um vorausgehende Bezahlung wird gebeten. Postscheckkonto: Stuttgart 3027, Girokonto: Städt. Girokasse Stuttgart 164 30, Südwestbank: Konto Nr. 435 50.

Fahrten und Wanderungen von April bis Juni:

Sonntag, 15. April, Abfahrt 8 Uhr: Studienfahrt mit Dr. Decker-Hauff „Der Ausbau der Herrschaft Württemberg im Spiegel der Stadtgrundrisse“. Omnibusfahrt nach Schorndorf-Waiblingen-Marbach-Markgröningen-Leonberg. Teilnehmergebühr DM 4.50.

Sonntag, 6. Mai, Abfahrt 7 Uhr: Die schöne Dorfkirche, 1. Teil: Unterboihingen, Friedhofskirche im Hürnholz - Lenninger Tal mit Martinskirche Oberlenningen (frühromanische Basilika aus der Zeit der Kirchen der Reichenau) - Beuren unter dem Hohenneuffen - Frickenhausen - Grötzingen (ein spätmittelalterliches Kleinstädtchen an der Aich) - Neckartailfingen (Hirsauer Martinskirche). Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr DM 4.50.

Samstag und Sonntag, 19.-20. Mai, Abfahrt 14 Uhr: Der Federsee, seine Entstehung und Geschichte, seine Vogel- und Pflanzenwelt, mit Buchau (Kirche) und Umgebung (Kappel, Schussenried). Führung: Prof. Dr. Schwenkel. Teilnehmergebühr DM 14.30.

Sonntag, 27. Mai, 14 Uhr: Nachmittagswanderung: Kloster Denkendorf-Plieningen (romanische Kirche) - Schloß Hohenheim. Geselliges Beisammensein. Treffpunkt: Bahnhof Eßlingen. Führung: Dr. W. Fleischhauer und Dr. R. Schmidt.

Sonntag, 3. Juni, Abfahrt 6.30 Uhr: Haigerloch mit Besuch von Kloster Stetten. Führung: Landeskonservator Baurat Genzmer. Teilnehmergebühr DM 8.80.

Sonntag, 10. Juni, 14.30 Uhr, Nachmittagswanderung: Mühlhausen (Veitskapelle) - Öffingen (die kath. Grablage der ehem. Residenz) - Schmidlen („fränkische“ Hofanlage). Treffpunkt: Endstelle der Straßenbahn in Mühlhausen. Führung: Dr. A. Schahl.

Samstag und Sonntag, 16.-17. Juni: Jahreshauptversammlung des Bundes in Heilbronn (genauer Veranstaltungsplan in Heft 2 der „Schwäbischen Heimat“).

Vorschau auf die zweite Jahreshälfte:

Im Juli sind Fahrten zu den Burgen und Schlössern der Jagst und in das Deutschordensgebiet um Lauchheim mit den Schlössern Kapfenburg und Baldern geplant. Für den August ist - abgesehen von den Oberschwäbischen Barock- und Orgeltagen in Ochsenhausen - eine Fahrt „Rund um das Kalte Feld“ vorgesehen. Im September folgen Fahrten nach Dinkelsbühl mit Kirchheim i. R. und Nördlingen sowie in das Hegau und an den unteren Bodensee. Die Reihe der Fahrten wird im Oktober geschlossen mit dem 2. Teil „Die schöne Dorfkirche“ und einer Fahrt nach Weinsberg. Außerdem sind Sonntagswanderungen in Aussicht genommen: ganztägig nach Leonberg und Eltingen über die Solitude; halbtägig von Eglosheim über den Hohenasperg nach Tamm.

Wir bitten jetzt schon um Vormerkung für diese Fahrten und Wanderungen, sowie um Anmeldung für zeitlich noch nicht festgelegte Führungen durch die Glockengießwerkstätte Kurtz, die Eszetterwerke und eine Stuttgarter Buch- und Offsetdruckerei.

Raber u. Märcker

Nezeitliche Büromaschinen

Fernruf 94751/52

Stuttgart N

Fritz-Elsas-Str. 50

ASTRA

Addier- und Buchungsmaschinen

ROTO

Vervielfältiger

ADREMA

Adressiermaschinen

STRICKER
Markenrad

Prospekt W 50
zeigt besonders
preiswerte Räder
Zusendung kostenlos.



E. & P. Stricker · Fahrradfabrik · Brackwede/Bielefeld 50



MERKUR-ANZEIGENDIENST

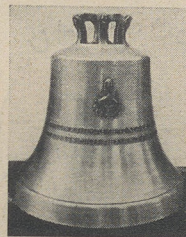
Anzeigenverwaltung für Fachzeitschriften

STUTTGART-O

Urbanstraße 14a, Postfach 740, Telefon 9 00 30



Bronzeglocken



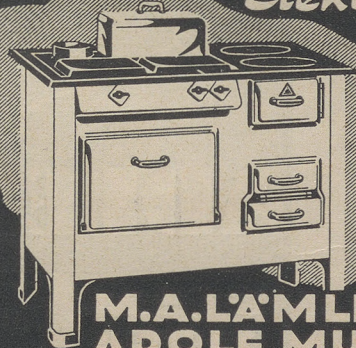
in bester Qualität und Ausführung
samt allem Zubehör liefert

Heinrich Kurb

GLOCKENGIESSEREI STUTTGART

gegründet 1690

Elektro-Gas-Kohle



HERDE
1849-1949

M.A.L.'M LE AG. NACHF.
ADOLF MUCKENFUSS

Bretten/Baden · Wilhelmstr. 27-39 · Telefon 207 u. 504

Die in weiten Kreisen beliebte Süddeutsche Klassenlotterie hat ihren Spielplan erneut in großzügiger Weise ausstattet. Der neue Spielplan bietet: **102 000 Gewinne bei 200 000 Losen**, so daß mehr als die Hälfte aller Lose Treffer sind. 21 Millionen werden ausgespielt. Alle 14 Tage ist Ziehung, **alle 14 Tage wird ein Haupttreffer von 100 000 DM ausgespielt**. Höchstgewinn $\frac{1}{2}$ Million DM. Der Lospreis beträgt wie bisher 3.— DM je Achtellos. Die freiwillige Teilnahme an den Zwischenklassen kostet zusätzlich 1 DM je Achtellos und Klasse.

Über die Einzelheiten unterrichtet ein der heutigen Teilaufgabe beiliegender Prospekt der bekannten

Staatlichen Lottereeinnahme

Koestel am Hans-im-Glück-Brunnen
in Stuttgart, Geißstraße 7

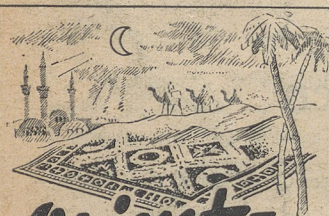


H. MADEN

Stuttgart W · Paulinenstr. 31

Telefon 661 52 (gegenüber Hansabau)

**Dekorationsstoffe · Tülle · Polstermöbel · Matratzen
Teppiche · Möbelstoffe** in reicher Auswahl vom Fachgeschäft
Eigene Werkstätten



**Orient-
Teppiche**

kauft man zuverlässig bei

STEEGMÜLLER

Stuttgart, Königstr. 16 · Ruf 95124/25

Wo kaufen Sie Ihre Bekleidung und
Sportausrüstung?
Beim Fachmann

Spezialität:
Lederhosen · Trenkerhosen · Sportschuhe
Eiselt-Regenmäntel · Popeline-Mäntel
Trachten-Janker



Telefon 973 27



**Wirtschaftlichkeit
in der Verwaltung**

heißt das Gebot der Stunde. Die seit vielen Jahren bewährte RUF-Durchschreibebuchhaltung für das Rechnungswesen der Gemeinden, bestehend aus:
**Steuer-Buchhaltung Sach-Buchhaltung
und Lohn-Buchhaltung**

vereinfacht die Arbeit nicht nur ganz wesentlich, sondern macht sie auch zu einer wirklichen Freude. Dabei bleibt es ganz Ihrer Wahl überlassen, ob Sie mit der Hand, einer rechnenden oder nichtrechnenden Maschine arbeiten.

Unsere Mitarbeiter führen Ihnen unsere Arbeitsmittel gerne vor oder senden Ihnen auf Wunsch alle Unterlagen zu.
Bitte fordern Sie schriftliche oder persönliche Beratung.

RUF-BUCHHALTUNG · Paul Hegnauer · Karlsruhe-K 1
Gartenstraße 56 - Postfach 198 - Telefon 7038-40



**HELFT
DEM
DEUTSCHEN
ROTEN
KREUZ**

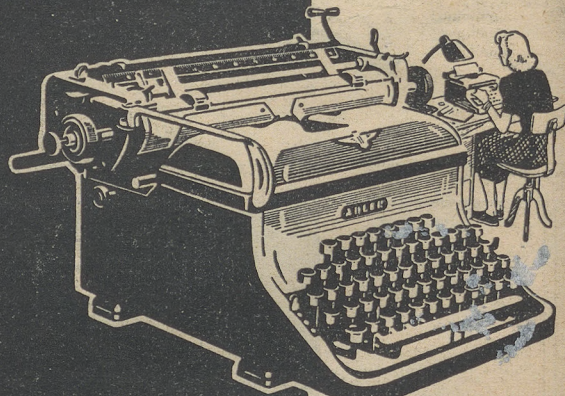
GANZE ARBEIT

IN

halber Zeit =

durch zeit- und kraftsparende
SONDEREINRICHTUNGEN

**DOPPELTE
LEISTUNG**



ADLER

Standard
SCHREIBMASCHINE



HÄUSSLER & STEINHILBER

Stuttgart O · Archivstr. 12 · Tel. 90308 u. 91669